



Sebenunddreissigster Jahrgang.

3. Heft.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Justiz der Seele.

Roman von

Anton Freiherr von Perfall.

III.

Als Vladimir den andern Morgen, matt, mit schwerem Kopfe, erwachte, und, erst an seinen beschmutzten Kleidern hinabsehend, sich allmählich alles zurecht legte, war er zweifelhaft, was thun.

In Trepan erwartete ihn Alona; es war seine Dienerin, er brauchte ihre Vorwürfe nicht anzuhören, trotzdem fürchtete er sie. In Estrup war für ihn eine Hölle. Mit welchen Lügen auf den Lippen trat er vor Glenor! — Glenor? Sonderbar, er liebte sie noch immer ebenso wie früher, ohne alle Begierden, mit so befeligen der Ruhe, nur der Gedanke daran war ein kühlendes Bad für seinen verbrannten, schmerzenden Leib. Ja, was ist denn dann diese lobende Glut in seinem Innern, die so schmerzt und doch so süß ist, die alles versengt, außer gerade diese Liebe zu Glenor? — Auch Liebe? Gibt es denn zwei Arten von Liebe, etwa eine himmlische und eine höllische, und kann man denn zwei Wesen zugleich damit lieben? Unmöglich! Sie müßten sich bekämpfen, die Tochter des Lichts und die Tochter der Finsternis, bis zur Vernichtung. „Nur eine gibt es!“ rief es in seinem Innern, „und die hast du nicht gekannt, die da herniederfährt wie der Blitzstrahl in die Menschenbrust, so sinnlos, so prächtig, so titanenhaft, die wie dieser alles zerschmettert, jeden Widerstand, jede Schranke bricht, jedes Menschenwerk höhnt in ihrer Allgewalt — der Triumph der jede Fessel sprengenden, ihres Zweckes be-

wußten Natur!“ Alles andere ist nur das Resultat der Gewöhnung, ererbten menschlichen Gemeinns, zufälliger Lebensgestaltung, Sache des Gemütes, der Dankbarkeit, nur zu oft der Selbstsucht.

Elternliebe, Geschwisterliebe, Freundschaft — eine Himmelsgabe, ein frischer, labender Quell auf dürrem Kampfplatz des Lebens, während sie, die Göttliche, die Driflamme ist, die, über den ganzen Erdball ihren Glut-schein werfend, zu heißem Kampf die todesmüthigen Streiter anspornt — und Kampf ist Leben!

Die Glenor! Die Marciana! — Jetzt war ihm klar, warum er erstere immer noch ebenso liebte — das war sie ja geblieben, als was er sie liebte — seine Schwester, die Genossin seiner Jugend, der frische, labende Quell auf dem dürren Kampfplatz des Lebens! — Je mehr er davon überzeugt war, um so mehr schmerzte ihn ihr Schicksal, das sie noch nicht ahnte, um so bittereren Vorwurf machte er dem Vater, der aus selbstsüchtigen, kleinsüchtigen Gründen diese furchtbare Täuschung in ihnen großgezogen. Und der bittere Vorwurf säugte den jungen Drachen „Haf“ in seiner tiefsten Herzenshöhle, den sein eigener Bruder „Neid“ blutshänderisch erzeugt.

Er blieb in Estrup. Die heutige Nacht nahm ihm die letzte Kraft zur Flucht. Er hielt sich stark genug, das ihm durch ein böses Geschick auferlegte Schicksal zu ertragen, ohne von der Bahn der Ehre abzuweichen, und zum Lohn für diese Standhaftigkeit, die vorderhand nur in seiner Einbildung bestand, glaubte er sich wenigstens den Anblick der in Wahrheit Geliebten gönnen zu dürfen, mit dem er sich zufrieden geben wollte.

Die Gräfin ließ sich den Tag über nicht sehen. Glenor trat ihm mit derselben Unbefangenheit entgegen wie immer. Ihre Sorgfalt für die kranke Marciana that ihm weh; er schwor sich von neuem im stillen, dieser Engel sollte nie etwas erfahren von den Stürmen in seinem Innern. Von ihr erfuhr er, ohne daß er darnach fragte, alle Einzelheiten über Marcianas Zustand. Sie hatte sich beim Sturze nur wenig am Fuße verletzt, das schwere Fieber, in das sie in der ersten Nacht verfiel, war wohl mehr durch die übergroße Angst und Aufregung veranlaßt; sie könne stundenlang weinen, erzählte Glenor, ohne einen rechten Grund dafür angeben zu können. Der Graf war ernst, aber freundlich, er sprach kein Wort betreffs der Heirat, die er gestern so energisch verlangt, und doch kam



Die Al. Gemälde von Franz Defregger. (S. 58.)

es Wladimir vor, als warte er darauf, von ihm etwas zu hören, als beobachte er seinen Verkehr mit Elenor. Oft nahm er sich auch den Anlauf dazu, es war ja am Ende die einzige Rettung, aber ein unerklärlicher Zwang band ihm gleichsam die Zunge. Der Abend kam, ohne daß seine sehnlichste Hoffnung, Marciana zu sehen, in Erfüllung ging; er wagte es kaum, Elenor Grüße an die Gräfin aufzutragen, so ängstlich machte ihn das Bewußtsein der Schuld.

Jetzt mußte er nach Trepan, trotz Alona; er ärgerte sich darüber, daß ihm die Alte Sorge machte, und doch war es so.

Minosky stellte ihm eines seiner Pferde zur Verfügung. Ein Gedanke quälte ihn, als er allein durch den Forst ritt, Trepan zu. Warum hat sie sich nicht sehen lassen? — Aus Furcht ihrer Schwäche, aus Reue und Scham, oder war eine Kränkung eingetreten in ihrem Seelenleben durch die mächtige Erschütterung, und war die Leidenschaft von ihr gewichen? Er folgte, ohne daß er es wollte, der Spur Matka's von gestern, die noch im Schnee sichtbar war, — er kam an den Platz, wo Alona gestanden und Matka flüchtig geworden, er ritt weiter die Fährte — jetzt wurde sie breit, alles zertreten, kreuz und quer, als habe ein Kampf hier stattgefunden. Ein wollüstiger Schauer durchrieselte ihn. Ein schwarzer Schleier lag auf der weißen Fläche. Er sprang vom Pferde, hob ihn auf und bedeckte ihn mit Küffen. Mit Neugierde betrachtete er den Platz seines kurzen Glückes, dann schloß er die Augen — es war wieder Nacht und er hielt wieder Marciana, die Feuerlilie, in seinen Armen. „Aus Furcht ihrer Schwäche kam sie nicht.“ Der süße Duft des Schleiers an seiner Brust, jeder flüsternde Zweig, jeder dieser kleinen, zierlichen Fußabdrücke im Schnee rief es ihm zu.

Mit blühenden Augen schwang er sich auf das Pferd, gab ihm die Sporen und jagte mit seinem stürmischen Blut um die Wette achlos an Cyrill, der sich bekreuzigte, vorbei nach Trepan.

Alona kam ihm nicht entgegen, am Ende war sie überhaupt nicht mehr nach Hause gekommen, verkommen im Schnee; sie war alt und schon ermattet, als sie um Hilfe rief — dann wäre er ja der lästigen Mahnerin ledig! Der häßliche Gedanke stieg einen Augenblick in ihm empor, als ihm aber auf seine Frage ein Diener versicherte, Alona sei wohlbehalten in Trepan, war er doch froh, er wäre ja am Ende schuld gewesen an ihrem Tode, da er ganz vergaß, sich weiter um sie umzusehen; und er schämte sich des Gedankens, den er eben gehegt, ja er entsetzte sich davor, welche Veränderung mit ihm vorgegangen, der Unsicherheit, der Charakterlosigkeit seiner Empfindung.

Die hoffnungslose Leidenschaft zu Marciana erfüllte ihn ganz; noch stellten sich ihr unzählige gute Regungen gegenüber, unterlagen diese in dem schon sich erhebenden Kampf, dann war er verloren; die Scheute vor nichts zurück in ihrem wilden Drängen, nicht vor den schlimmsten Gedanken, nicht vor einem Verbrechen, nicht vor — Blut! Das war dann der helle Wahnsinn, das fühlte er.

Den andern Tag in aller Früh rief er sie selbst.

Sie küßte seine Hand wie immer voll Ehrfurcht und Ergebenheit, nur gebückt erschien sie ihm. Das machte wohl die ausgestandene Angst, die Anstrengung.

Er nahm einen strengen Ton an, der Kerger über ihr sträflisches Benehmen stieg wieder in ihm auf.

„Alona Dimitrowna,“ sagte er, „was hattest Du in der Nacht im Wald zu thun?“

„Ich war in Estrup, Herr, bei Brandmann.“

„Wohl um Deine albernsten Märchen zu erzählen, die Dir immer in dem alten Kopfe herumspulen, nicht? — Glaubst am Ende der Alte auch daran?“

„Woran, Graf?“

„Woran? Stelle Dich nicht so! Hast Du Dich denn nicht erschreckt, es der Herrin von Estrup ins Gesicht zu schreiben, das Märchen, daß vor Deiner wüsten Stimme und herenhaften Erscheinung die Matka durchging und ihre Herrin bald zu Tode schleifte? Hast Du je von einer so wahnwitzigen That gehört, und könntest Du glauben, daß ich sie ungestraft hingehen lassen kann? Ich werde Dich nach Magnowla verhehen, dann kannst Du es den Bären erzählen, oder Du kannst ganz gehen!“

Alona zitterte am ganzen Leibe. Sie erhob stehend die Hände und Thränen rannen über das runzelige Gesicht.

„Wladi!“ flehte sie. „Thu's nicht, sende die treue Alona nicht fort! Die Mutter empfahl Dich mir auf dem Totenbett. Bewahre ihn, Alona, vor jedem Windhauch, meinen Liebling,“ sagte die edle Frau, und jetzt — Wladi, — ihre Lippen bebten — „zürne nicht wieder — jetzt kommt ein Sturm über Dich und ich soll Dich verlassen? Ja, ein Sturm, Wladi, dessen Brausen ich schon lange vernehme! Ich hab' nicht recht gethan, ich weiß es, ich hätte es ihr nicht sagen sollen, ich, die Alona, der Gräfin Minosky! — Aber warum sagt ich's ihr denn? Weil — weil es mir das Herz zersprengt hätte, weil ich alles vergaß, meine Todesnot, meine Schwäche, meine Stellung, als ich Dich so ganz in ihrer Nacht sah —“

Wladimir fuhr zornig auf.

„Ja, in ihrer Nacht,“ fuhr Alona fort, „ich sah's euch beiden an — Liebe und Treue blickten gar scharf, auch mit alten Augen.“

„Mir aber zu scharf, darum mußt Du fort! Ich bin kein Kind mehr, das Deiner Aussicht bedarf!“

Der Graf ging erregt im Zimmer auf und ab, wütende Blicke auf Alona werfend.

„O, sei nur eine Stunde wieder Kind, Wladi!“ flehte innig die Alte. „Glaub wie damals, ich sei Deine Mutter, — an Liebe zu Dir bin ich es ja — und schütte Dein ganzes Herz aus an dieser treuen Brust! Es soll alles begraben sein hier und keine Fester soll es mir herauspressen. Ich kenne Dich wie niemand sonst, vom ersten Fallen an kenne ich Dich! Du hast mir nie etwas verborgen; was Dich drückte, mußte die Alona wissen — und sag selbst, oft wußt' ich Rat, vielleicht weiß ich's jetzt auch. Sag mir alles! Dann schick mich nach Magnowla, ich will nicht murren und schweigen wie das Grab.“

So sehr er sich dagegen sträubte, Wladimir packte die Worte Alona's. Die Tage der frohen Kindheit warfen plötzlich ihre heiligen Strahlen aus weiter Ferne in sein zerrissenes, wundes Herz. Ein unendliches Sehnen stieg in ihm auf nach ihrer seligen Ruhe. Er empfand einen mächtigen Drang nach Mitteilung, und Alona war verschwiegen wie das Grab, wenn er es verlangte. Es drängte sich schon auf seine Lippe, das Bekenntnis — da erwachte in ihm wieder der Herrenstolz, falsche Scham, feige Furcht vor den Mahnungen Alona's, denen zu folgen ihm doch die Kraft fehlte.

„Lach das, Alona!“ sagte er in ganz verändertem, mildem Tone. „Ich verzeihe Dein Benehmen, Du warst erschreckt, wohl nicht ganz bei Besinnung. Grüble nicht länger darüber nach! Du bleibst auf Trepan und — ich gehe, das wird besser sein.“

„Wohin?“ fragte Alona.

„Wohin?“ klang es hart. „Gleichviel, wohin — nur fort, weit fort! Dann ist das Märchen gleich zu Ende!“

„s ist nicht zu Ende dann, Wladimir, glaub's mir! Der böse Zauber folgt Dir in die Einsamkeit, ja er wird noch mehr Macht haben über Dich, mögen Meere dazwischen liegen, er zieht Dich zurück! Da gibt's nur einen Bann, ein reines, jungfräuliches Herz — Elenor! Die halt' vor als Schild, das ist besser als Blut.“

„Wenn ich die Kraft noch hätte dazu, Alona!“ schrie Wladimir auf, aus gemarterter Brust, alles vergessend. Er warf sich über den Tisch und verbarg sein Antlitz mit den Händen.

„Graf von Torkler,“ rief feierlich die Alte, „denken Sie Ihres edlen Vaters! Denken Sie Ihres zweiten Vaters, der Ihre Mutter von dem Verderben gerettet, und Sie werden die Kraft haben und heute noch nach Estrup reiten, sich den Schild zu holen.“

Als Wladimir, beschämt von den Worten seiner Dienerin, aufblickte, war Alona schon verschwunden.

Graf Minosky war erstaunt, als er mit Elenor und Marciana bei Tische saß, Wladimir in den Hof reiten zu sehen. Unwillkürlich warf er einen Blick auf Marciana, doch auf ihren noch immer bleichen Wangen erschien kein rotes Pünktchen; aber Elenor eilte ihm stürmischer, wie sonst ihre Gewohnheit, entgegen die Treppe hinab. Sie hatte seit gestern ein so ängstliches Gefühl, als sei dem Geliebten etwas zugestoßen, nun ritt er gesund und ritterlich wie nie zum Schlosse herein.

Auch Wladimir kam ihr liebevoll entgegen, gerade so, wie nach langer Trennung.

„Marciana ist schon wieder munter, sie erwartet Dich oben mit dem Vater bei Tische,“ plauderte arglos Elenor. „Eben sprachen wir von Dir und von Dingen, die Dich sehr interessieren werden.“

Wladimir durchzuckte es, er erwartete nicht, sie jetzt zu sehen, er hatte mit dem Grafen allein zu sprechen, er hatte alles so gut ausgedacht während des Rittes, jedes Wort, was er sagen wollte, jetzt war auf einmal alles wie ausgelöscht bei der Nennung des für ihn so furchtbaren Namens. Eine unendliche Bangigkeit besiel ihn, Marciana gegenüberzutreten.

Minosky begrüßte ihn wie immer, wie einen zum Hause Gehörigen. Marciana, die verhängnisvolle Lage Wladimir's wohl ahnend, kam ihm zu Hilfe, indem sie ihm unbefangen die Hand reichte und selbst sofort von dem nächtlichen Ritt zu reden anfing.

Sie erkundigte sich gelegentlich nach Alona, ob sie keinen Schaden genommen, und fragte mit einer Kühnheit und Sicherheit nach Einzelheiten des Abenteuers, die ihr entfallen schienen, die Wladimir ein Frevel schienen. Wie könnte ein Weib, das solch kühler Berechnung fähig war, so heiß, so zügellos lieben, oder wollte sie ihm damit andeuten, daß alles aus, daß überhaupt nichts vorgefallen sein soll? Er hatte keine Zeit, darüber nachzugrübeln, das Gespräch, das Elenor vorhin angedeutet, dessen Inhalt er geahnt, wurde von Minosky aufgenommen — seine bevorstehende Vermählung, und Marciana — das Herz stand ihm stille — sekundirte ihrem Mann.

„Ende Januar, Anfangs Februar längstens,“ meinte Minosky, „wäre die richtige Zeit für die Hochzeit, ihr könntet dann gerade in der schönsten Zeit die italienische Reise machen, die wir eben zurückgelegt. Die müßt Du machen mit Elenor, Du wirst es nicht bereuen. Das ist ein Halt für das ganze Leben für unsereinen, der dann wieder jahrelang auf dem Gute leben muß.“

„Sie werden eine glückliche Zeit verleben mit Elenor,“

sagte Marciana. „In diesem Lande muß jedes Leid heilen, körperliches und geistiges. Sie werden sehen, wie gesund Sie zurückkommen.“

„Und wenn das Gewitter losbricht, das sich überall schon zusammenballt?“ wandte Wladimir, sie durchdringend ansehend, von tiefstem Weh ergriffen, ein.

„Haben Sie keine Sorge, so rasch geht das nicht, Graf. Ich habe mich genau erkundigt, die Aussichten stehen schlecht, sehr schlecht.“

„Das müssen die neuesten Nachrichten sein, Gräfin,“ erwiderte spöttisch Wladimir.

Marciana warf ihm einen Blick zu, der ihn vorsichtig machte.

„Und Du freust Dich nicht über diese Nachricht?“ sagte Elenor, strahlend von innerem Lustgefühl. „War das nicht immer unser sehnlichster Wunsch, zusammen Italien zu bereisen? Du bist krank, Wladimir, das zeigt es mir am deutlichsten, daß Du bei einem solchen Vorschlag ruhig sein kannst. Ich liebe ja auch unser armes Vaterland, ich kann mich begeistern für seine Freiheit wie Du, aber, offen gesagt, jetzt gerade wäre mir Ruhe lieber als Kampf. — Wißt ihr was, wir gehen alle! Was thut ihr allein auf Estrup? Und ich denke, eine solche Reise kann man schon zweimal machen. Nicht wahr, Marciana?“

Es entstand eine augenblickliche peinliche Pause im Gespräch, die Minosky gleichsam zu noch eifrigerem Betreiben der Heiratsangelegenheit bestimmte.

Wladimir, der mit dem festen Entschluß herübergeritten kam, dieselbe selbst möglichst zu beschleunigen, wie ihm Alona geraten, war jetzt empört über das Drängen Minosky's, dem es offenbar um nichts zu thun war, als ihn möglichst rasch zu entfernen; auch hatte er nicht erwartet, daß sich Marciana bei diesen Erörterungen beteiligen werde — das war eigentlich der Hauptgrund seines aufsteigenden Unwillens, doch richtete sich derselbe nicht gegen Marciana, — sie glaubte eben auch in einer raschen Heirat seinerseits die einzige Rettung zu sehen für ihr schwaches Herz — sondern allein gegen den Grafen, der ihm in immer feindseligerem Lichte erschien.

Er war vierundsechzig Jahre alt, da kommt der Tod oft überraschend, und Minosky war oft von Ahnungen gequält; er wollte zuvor sein Kind versorgt wissen, sagte er sich dann wieder, ihn verteidigend, — „und seinen Nebenbuhler, seinen Nachfolger am Ende, machtlos, gebunden,“ flüsterte ihm sein Dämon zu.

Der Tag der Hochzeit wurde bestimmt, er wurde so in die Enge getrieben, daß ihm kein Ausweg blieb. Dann wurde Minosky sichtlich wieder herzlicher zu ihm, während Marciana sich empfahl, sie habe Kopfschmerzen und fühle sich wieder sehr matt.

Wladimir hoffte, wenn der entscheidende Schritt geschehen sei, werde seine Ruhe wiederkehren, doch darin irrte er sich, im Gegenteil, er schalt sich feig, erbärmlich, mit Elenor ein solch verstecktes Spiel zu treiben. Er liebte sie nicht mehr, wie man seine Braut, seine künftige Frau lieben soll, er hätte zurücktreten müssen, offen, freimütig, nicht das edle, gute Kind als Schild, als Abwehr gegen seine verbrecherische Leidenschaft benützen im Gefühle seiner eigenen Schwachheit. Das kommt davon, wenn man auf die Worte einer blödsinnigen alten Person, einer Dienerin wie Alona, hört! Und dann am Ende — der Graf ist wirklich alt — wenn er plötzlich stirbt — wenn er in Jahren stirbt — wäre es dann für ihn ein Unrecht, um die geliebte Marciana zu werden — der Mutter seiner verlassenen Elenor? — Mutter! — ein häßliches Spiel des Zufalls, weiter nichts!

So flüsterte es immerfort und kochte sein Blut, immer breiter wurden die Gedanken. Er forschte schon, ohne daß er es sich selbst klar war, in den Zügen Minosky's nach den leisen Spuren des nicht mehr allzu fernen Todes.

Für den nächsten Tag war eine große Treibjagd angesetzt, zu welcher Minosky sämtliche Gutsnachbarn in weitester Runde eingeladen hatte, dieselbe sollte zugleich Gelegenheit geben, über die politische Lage und die nächste Zukunft, ohne Verdacht zu erregen, sich besprechen zu können. Jetzt war diese Zusammenkunft vortrefflich geeignet, zugleich auch die Verlobung und demnächstige Heirat Elenor's zu veröffentlichen und zu feiern. Noch vor einem Monat war es Wladimir's innigster Wunsch, endlich einmal den ganzen Adel der Umgebung zu einer Beratung betreffs der drohenden Ereignisse zu versammeln, er beabsichtigte, dabei eine große Rolle zu spielen, im Verein mit Marciana gleichsam die Führung zu übernehmen. Jetzt wunderte er sich selbst, wie kalt ihn die Erfüllung dieses Wunsches ließ, er sah darin nichts als das Schlußglied der Kette, mit der man ihn fesseln wollte; wenn die Heirat einmal allen Standesgenossen mitgeteilt, gab es keinen Rücktritt mehr.

Er war ein alter Jäger, der Graf Minosky, und verstand es, sein Wild zu stellen, daß es kein Entrinnen mehr gab.

Zuvor mußte er noch Marciana sprechen, allein sprechen, er mußte aus ihrem Munde hören, ob er das alles geträumt im Walde, oder ob es Wirklichkeit war, ob sie die Heirat wirklich wünsche, oder ob sie nur dem Alten zu liebe so gesprochen habe, ob — mein Gott, er wußte das ja alles schon, daß er nicht geträumt im Walde,

warum sie seine Heirat wünschte — er wußte auch, daß eine Unterredung mit ihr die Flamme in seinem Innern nur noch verheerender aufleben machen wird, er sagte sich das alles tausendmal, und doch zerbrach er sich das Gehirn, wie er sie allein sprechen könne noch diesen Tag — morgen war es zu spät. Doch Graf Winsky, als ahne er alles, ließ ihn den ganzen Nachmittag nicht von der Seite, er schenkte ihm eines seiner Lieblingspferde, als sie den Stall besichtigten und Wladimir nur einige Lobspprüche über das Pferd leicht hinwarf, er überhäufte ihn mit Liebenswürdigkeiten. Dann ging er zu Brandmann, um über die morgige Jagd zu sprechen. Der Graf teilte seinem treuen Diener die baldige Vermählung Elenors mit Wladimir mit, worüber dieser eine seinem sonst ernsten Wesen gar nicht entsprechende unbändige Freude äußerte und mit seinen Segenswünschen gar nicht zu Ende kam.

„Was macht die Mona, Herr Graf?“ fragte er Wladimir dann. „Hat sie sich wieder erholt, die alte Hexe? Gesehst ihr eigentlich recht, was braucht sie bei solchem Wetter herüberzulaufen von Trepzan, um ihre albernen Neuigkeiten los zu werden. Was so ein Weib nicht alles zusammenzuschwatzt!“

Wladimir hütete sich wohl, zu fragen, worin diese Neuigkeiten bestanden. So kam der Abend, ohne daß er ein Mittel gefunden, zu Marciana zu gelangen; ja, beim Souper erschien sie nicht einmal.

Das waren fürchterliche Stunden für Wladimir, zwischen Winsky und seiner Tochter — seiner Braut! Die seelische Gewalt, die er sich anthut, ersterem die Qual seines Innern zu verbergen und auf sein Gespräch einzugehen, letzterem, die mit der ganzen Hingebung einer jugendlich liebenden Braut mit ihm verkehrte, nicht zu verleihen, ermattete ihn geradezu bis zur Veräufung.

Endlich ging man zu Bett. Zwar war seine Hoffnung, Marciana zu sehen, geschwunden, aber besser war doch noch die qualvollste Einsamkeit in seinem Zimmer als dieses Beisammensein. Ein Diener leuchtete ihm voraus in den obren Stock, an der Thüre vorbei, wo er neulich auf den Grafen gelauert, der Atem stockte ihm, doch kein Lichtstrahl fiel heraus.

„Schläft die Gräfin hier?“ fragte er den Diener. „Ja wohl, Herr Graf,“ war die Antwort. „Eben brannte noch Licht, als ich vorbeikam. Frau Gräfin wird sich wohl zur Ruhe begeben haben.“

Er nahm dem Diener das Licht ab und ging allein den langen Korridor entlang. Die Schritte hallten so kalt, so hart, die Wände klirrten an den Wänden, über die der wandende Strahl des Lichtes glitt. Die Fenster des Korridors führten auf den Hof. Es war eine schwarze Nacht draußen. Plötzlich blieb er stehen. Auf der andern Seite des Hofes blühte in der Höhe des ersten Stockwerkes ein Licht auf. Es fiel offenbar durch blinde Scheiben, so matt erschien es; jetzt blieb es regungslos. Wladimir kannte jeden Stein auf Estrup. Das Licht brannte in der Schloßkapelle. Welch geheime Andacht vollzog sich da? — Der Graf? O, daran war nicht zu denken, der dachte jetzt an nichts anderes als an die morgige Jagd. — Elenor? Schwerlich! Eine liebende Braut ist eine schlechte Veterin, nur eine schmerzzerstörte Brust klammert sich wollüstig an Märe und außer seiner atmet nur noch eine in diesem Schlosse — Marcianas!

Das Licht brannte in der Höhe des ersten Stockes, dort befand sich das Oratorium der gräflichen Familie — kein Zweifel, sie war es! Sie verließ eben ihr Zimmer, — der Diener sagte es ja, daß das Licht noch vor wenigen Augenblicken brannte — um Trost und Hilfe zu suchen im Gotteshaus. Zu dieser Stunde! Sie mußte furchtbar leiden. Und er jauchzte auf in seinem Innern, der Grausame, bei diesem Gedanken. Er preßte die heiße Stirne gegen die feuchte Scheibe und saugte mit seinen gierigen Blicken den matten Schein auf, der zu ihm heraufdrang; dann löschte er plötzlich das Licht und huschte den Wänden entlang, wie ein Dieb, die Treppe hinab — schwer ging sein Atem. Er mußte ein kleines dunkles Zimmer durchschreiten, dessen Thüre auf den Korridor des ersten Stockes mündete, um das Oratorium zu erreichen; es war nicht verschlossen, wie er fürchtete. Man sah von da aus durch eine offenstehende Glasthüre auf das Oratorium, eine schmale Galerie. Eine kleine Orgel verbarg den größten Teil seinen Augen. Durch den Zwischenraum der Pfeifen drang das Licht und ergoß sich hinaus in die Wölbung der Kapelle, über bunte Deckenmalereien, schimmernde Goldornamente, während von unten, wie aus endloser Tiefe, das schmerzvolle, blutige Antlitz eines dornengetränkten Christus sich in den matten Lichtschimmer hob. Eine kalte, weihrauchgeschwängerte Luft drang heraus. Er lauschte. Es klang wie ein Seufzer — oder war es nur das Knistern eines Kleides? Sollte er ihre Andacht stören? In das Gotteshaus dringen mit seiner sündhaften Leidenschaft, oder sie hier erwarten? Sündhaft? Er wollte ja auf ewig von ihr scheiden, auf ewig entsagen, da war kein Ort heilig genug dazu; und dieses blutige Heilandshaupt selbst, dessen Blick auf ihr zu ruhen schien, rührte ihn nicht. Litt er weniger? Ruhte nicht auch auf seinem Haupte ein Dornenkranz, der ihn blutig drückte? Dieses verzweifelte Verzagen des Gottesjohnes, dieses furchtbare

Ringen des Menschlichen in ihm mit dem Göttlichen, vollzog es sich nicht auch jetzt in seiner Brust?

Er schlich hinter die Orgel und blickte zwischen den Pfeifen hindurch. Sie war's! Ihr Haupt war auf die Brüstung gesenkt, die gefalteten Hände ragten über dieselbe hinaus, das nur nachlässig vor dem Schlafengehen aufgesteckte üppige Haar war aufgegangen und verhüllte die ganze Gestalt. Die Erhebung war ihr nicht gelungen, die sie hier gesucht; wühlender, ungestillter Erden Schmerz beugte dies edle Haupt, und der Blick, der den Himmel suchte, irrte zurück in die von sündigen Flammen durchloderte Brust. Fühlte sie die Nähe ihres Dämon? Ein Seufzer entrang sich ihr, mehr sehnsüchtig als schmerzlich, sie schüttelte das wallende Haar zurück. — „Wladimir!“ tönt es leise, kaum hörbar von ihren Lippen; die Wölbung nahm das Geflüster auf und trug es geisterhaft fort, auch zu des jungen Mannes Ohr, in dem es zum Donner wurde, der jede Besinnung ihm raubte.

In wilder Umarmung erstarrte er den Angstschrei auf Marcianas Lippen. Einen Augenblick wurde es ganz still, nur in der Orgel brauste es geheimnisvoll, wohl von Wladimirs stürmischem Vorwärtstürzen, dann löste Marciana mit Gewalt die Umarmung.

„Frevel,“ zischte sie, „störe nicht den Frieden dieses Ortes!“

„Friede trieb nicht meinen Namen auf Deine Lippen.“

„Deinen Namen?“

„Wladimir rieft Du!“

„Das rief nicht ich — es rief aus mir heraus.“

„So denk auch, es kam nicht ich — es trieb mich hierher zu Deinen Füßen, und nenne es nicht Frevel!“

Er lag vor ihr und umklammerte wie ein Wahnsinniger die bebende Frau.

„Marciana! Es ist zum letztenmal — zum letztenmal in unserem Leben, daß wir uns begegnen. Von nun an sind wir verdamnte Schatten, die kalt neben einander vorüberwallen. Mache sie gleich der Stunde des Todes, diese Stunde, und werfe ab von ihrer Majestät allen irdischen Schein — es gibt kein Sein mehr nach ihr für uns, nur ewige Nacht! Marciana, ehe sie anbricht, sinke noch einmal an diese von Liebesweh zerfressene Brust und sprich es aus, das Wort, das eben Dein heiliges Gebet störte, das in jener Sturmesnacht auf Deiner heißen Lippe lag: Wladimir, ich liebe Dich!“

Der junge Mann war in wilder Verzückung, mit eisernen Griffen hielt er die Gräfin fest, die vergebens seinem entsefelten Blick auszuweichen suchte. Sie floh ja selbst hieher ins Heiligtum, um Rettung zu finden vor der eigenen sündhaften Glut in ihrem Innern, die sie auftrieb von ihrem Lager. Schon war es ihr gelungen, ihre Sinne loszulösen von der Erde, ihr Blick hing flehend an dem hohen Dulder dort am Kreuzestamm, da auf einmal verwandelten sich seine Züge, Wladimir blickte herab auf sie, sie schauerte vor dem ungeheuren Frevel, sie barg ihr Antlitz, um nichts mehr zu sehen, doch vergebens, seine Name drängte sich auf ihre Lippen; dann schlug eine Flamme über sie zusammen, sie wehrte sich vergebens dagegen. Der rücksichtslose Anprall Wladimirs gab ihr wenigstens die Kraft der Entrüstung, doch sein weiches, schmerz erfülltes Flehen brach ihren schwachen Widerstand. Das Mythische, Ueberirdische des Ortes erregte eher ihre Sinne, als daß sie dieselben schreckte.

„Ja, Wladimir, ich liebe Dich! Wozu lügen in der letzten Stunde? Du hast recht!“ erwiderte sie zärtlich. „Aber ehelos bist Du, wenn Du je vergißt, daß es wirklich unsere letzte Stunde war, in der ich es Dir gestanden, daß ein neues Leben für uns beginnt auf dem Grabe des alten, aus dem es ebensowenig eine Rückkehr gibt, wie aus dem Jenseits in das Diesseits!“

„Und die Erinnerung, willst Du sie auch begraben?“ fragte der beglückte Mann.

„Sie schwebt über den Gräbern!“ schluchzte Marciana, ihr Haupt an seiner Brust bergend. „Jetzt geh, damit sie, ein reiner Geist, darüber schwebt!“

Wladimir wußte sich schon lange von Marciana geliebt und doch versetzte ihn ihr offenes Geständnis in den höchsten Paroxysmus der Liebe.

„Und jetzt, wo das Leben erst für mich beginnt, sollte es schon enden? — Nein, Marciana!“ erwiderte er leidenschaftlich. „Nichts von Tod und Grab und Geisterwehen! Nie dürstete ich so nach Leben als jetzt — laß uns fliehen! Es gibt keinen Rückweg mehr, kein Vergessen — nur Lüge und Verstellung. Täusche Dich nicht, die Erinnerung ist kein reiner Geist — ein wilder Dämon ist's, der mit Vampyrklauen die Gräber aufreißt! Ist's dann besser?“

„So locktest Du mir das Geständnis auf die Lippen, Elenor! Den edlen Winsky verlassen, der sich meiner erbarmend annahm und mich aus niederer Dienstbarkeit befreite?“

„Das ist es eben! Er hat Dich gekauft und Du brichst nur Sklavenketten.“

„Und ein treues, edles Herz.“

„Ist's Dir um das — gut!“ Wladimir leuchtete vor Erregung. „Gib mir wenigstens Hoffnung, wenn es einst von selbst bricht, das edle Herz!“

Teufisch klang das Wort, häßlich, dämonisch loderte sein Blick. Die Orgel, an die er stieß, gab einen dumpfen Accord.

Marciana stieß ihn zurück mit einem mühsam unterdrückten Aufschrei und entfloh.

Wladimir verfolgte sie nicht. Er kam jetzt zum Bewußtsein dessen, was er gesagt, und entsetzte sich selbst davor — ein mörderischer Gedanke — mehr — ein Gedankenmord!“

Marciana wird ihn jetzt verachten, nimmer lieben — und was dachte er denn Böses? Er war jung, Winsky ein Greis! Nach dem Geseh der Natur mußte er vor ihm sterben, vielleicht erst in zwanzig Jahren, aber doch vor ihm — auch vor ihr — dann war Marciana frei, über das Grab hinaus war sie ihm nicht verpflichtet. Und er that nichts, als eine Verlobung zurückziehen, offen, ohne Hehl, wie Tausende thun, und wartet geduldig, fern von ihr, zehn bis zwanzig Jahre — ja er wünscht Winsky ein sehr hohes Alter — und wartet — wartet! — Wo liegt da das Verbrechen, die Sünde?“

Er starrte gedankenvoll hinab in die im Halbdunkel ruhende Kapelle. Er erinnerte sich, wie er als Knabe von da schauernd hinabblitzte auf die aufgebahrte Leiche der Gräfin Winsky. Es war ein hoher Katastroph, stöhnend von Blumen und Kränzen, er sah sie erschreckend deutlich vor sich. Doch plötzlich lag an der Stelle der Gräfin in weißem Gewande der Graf in glänzender Uniform — immer klarer wurde die Vision — es schauerte ihn wie damals — und doch zog es sich wie ein schadenfreudiges Lächeln um seinen Mund — in diesem Lächeln lag das Verbrechen — die Sünde!

(Fortsetzung folgt.)

Neue Freunde, alte Bekannte.

Von

A. Sutzbach.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Die Pflege, der die Naturwissenschaften in unserer Zeit sich erfreuen, hat eine ganze Umwälzung in unseren sozialen Verhältnissen hervorgerufen. Die Kenntnis, die wir auf systematischem Wege von den Naturkräften erhalten, verwerten wir im Dienste der Menschheit, wir machen die Naturkräfte uns unterthänig und stellen sie in unsern Dienst. Wer aber den Urkunden der Menschengeschichte nachspürt, wird die Entdeckung machen, daß manches, was von uns als neu angestimmt wird, es in Wirklichkeit nicht ist, nur muß man diese Urkunden zu lesen verstehen, muß aus den Umhüllungen den Kern herausfischen, und man wird zu dem Resultat gelangen, daß, wenn auch nicht alles, doch vieles schon dagewesen.

Ja, dagewesen! Wie aber ist es verloren gegangen? In einer Zeit, da Wissenschaft und Wissen nur das Gut einzelner oder einer bestimmten Klasse war, mußte dieses dazu dienen, diesen einzelnen oder dieser Klasse das Uebergewicht über das Volk zu sichern; das Ansehen und der Einfluß, den jene sich durch ihre „Wunderthaten“ beim Volk zu erhalten verstanden, wäre bald geschwunden, wenn die „Geheimkunst“, in deren Besitz doch nur „Auserwählte“ sein konnten, vor aller Augen als ein ganz natürlicher Vorgang sich offenbart hätte. Was aber nicht der Geheimtheit angehört, ist gar schnell wie der einzelne dem Untergang und der Vergessenheit verfallen. Nun kommt aber noch etwas anderes hinzu. Selbst in solchen Kreisen, in denen man keine Ursache hatte, die Gemüter der Menschen sich zu unterwerfen, solche Personen, denen irgend eine Erfindung durch langes Sinnen und Experimentieren gelungen und deren Stellung und Charakteranlage nicht eine derartige war, daß sie durch ihre Kunst einen herrschenden Einfluß hätten erlangen können oder wollen, mußten sich wohl hüten, mit ihrem Wissen an die Öffentlichkeit zu treten; das Los, als Hegenmeister auf dem Scheiterhaufen zu enden, wäre ihnen sicher gewesen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Geheimkünste, durch deren Uebung die ägyptischen Priester sich ein so großes Uebergewicht in ihrem Lande sicherten, oder die Künste der Inker, von denen in der Lebensgeschichte des Apollonius von Tyana berichtet wird, nichts anderes als Experimente waren, die vermittelst der Kenntnis von Naturvorgängen und Naturgesetzen ins Werk gesetzt wurden; andererseits ist im Mittelalter und noch später, nämlich so lange der Hexenglaube noch keine Opfer forderte, manche Erfindung und Entdeckung mit ihrem Autor aus einer sehr natürlichen Furcht zu Grabe getragen worden. Dummheit und Aberglauben waren von jeher ein Hemmschuh für den Fortschritt der Welt. Nun gibt es aber noch eine dritte Gattung von Erfindungen, die bei uns in Europa erst gemacht werden mußten, nachdem die Kulturvölker Asiens sie längst schon als Gemeingut befaßten. Hier aber wird sich eine merkwürdige Beobachtung machen lassen, nämlich die, daß nachdem eine solche Erfindung in Asien bis an die Grenzen Europas gelangt war, sie sich dann wieder aus den Europa näher liegenden Gegenden zurückgezogen hat, dort unbekannt geworden ist, um im äußersten Osten sich ihre Existenz zu wahren. Eine solche Beobachtung gestattet das Schießpulver. Es ist bekannt, daß die Chinesen schon längst, man sagt, zur Zeit der Erfindung in Deutschland schon sechshundert Jahre, im Besitze des Schießpulvers waren, und es ist gewiß nicht verwunderlich, daß die Kenntnis von diesem zerstörenden Stoffe nicht über die Grenzen des gegen alle Welt abgeschlossenen Landes gedrungen ist. Weniger bekannt oder vielmehr nicht bekannt dürfte es sein, daß es einmal eine Zeit gab, in welcher man auch im vorderen Asien das Schießpulver gekannt haben muß, und daß noch im Anfange unserer Zeitrechnung eine dunkle Reminiscenz an dasselbe dort nachzuweisen ist. Die Quelle hierfür ist bisher nur nicht beachtet und wohl auch nicht verstanden worden, diese Quelle ist aber eine Stelle im Talmud.

Es sei uns, ehe wir weiter gehen, eine kurze Bemerkung über den Wert der talmudischen Schriften als Quelle für die Kulturgeschichte erlaubt. Der Talmud, wie er vor uns liegt, ist im



Ein ländliches Kirchenfest.

Gemalt von J. J. Schmitt. (B. 16.)

sechsten Jahrhundert abgeschlossen. Er bildet gleichsam die protokollarische Niederschrift aller der Debatten, die über religionsgeschichtliche Stoffe in den Hochschulen gepflogen wurden. Zugleich aber enthält er auch Bruchstücke homiletischer Vorträge, die, um recht lebendig auf die Hörer zu wirken, ihre Stoffe der Gegenwart entnahmen und die Zeitverhältnisse daher treu widerspiegeln. Da man sich gern in Gleichnissen bewegte, so wurden für sie auch die politischen Verhältnisse der Gegenwart ausgenutzt; außerdem wurden die wissenschaftlichen Fragen der Zeit oft in den Kreis der Erörterungen gezogen. So schauen wir in den talmudischen Schriften das ganze geistige und wissenschaftliche Leben jener Zeit wie in einem Kaleidoskop, nur muß man verstehen, es anzuschauen und das Besondere aus dem Allgemeinen zu scheiden. Bis jetzt fehlt noch der Kulturhistoriker, der in diesem Sinne den Talmud und die mit ihm zusammengehörenden Schriften durchforscht hätte. In demselben Sinne aber auch das nachtalmudische Schrifttum der Juden zu durchforschen, wäre ebenfalls eine dankenswerte Aufgabe, auch hier liegt kulturhistorischer Stoff in einer Menge aufgehäuft, von welcher der Aufstrebende keine Ahnung hat.

Wir kehren nach dieser Absehung nun zu dem Nachweis, daß zur Zeit der Abfassung des Talmud im westlichen Asien noch Reminiscenzen an das Schicksal existierten.

Im Traktat Sanhedrin (108b) begegnen wir einem Fragment einer Predigt, die ein Rabbi über den Kampf, den der Patriarch Abraham mit Hilfe seines Knechtes Eliezer mit den kanaanitischen Königen auszufechten hatte, das folgendermaßen lautet:

„Der große Sem fragte Eliezer: Wenn die Könige des Ostens und Westens über euch herfallen, was thut ihr da? worauf dieser antwortete: Gott segt Abraham zu seiner Rechten, wir aber werfen Staub (Afra = Erde, Staub) und es werden die Schwerter gebrochen und zu Staub, denn so heißt es: Ein Psalm Davids. Gott spricht zu meinem Herrn, setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zu deiner Füße Schemel gemacht; und Jesaja spricht: Wer hat von Osten her den erweckt, der seiner Füße Schritt Gerechtigkeit nennt, der vor sich her Völker niederwirft, Könige bezwingt, deren Schwerter zu Staub macht und deren Vögel zu verwehrt Spreu. Nachum aus Simso pflegte bei allem, was ihm geschah, zu sagen: „Auch das ist zum Guten.“ Einmal wollten die Juden dem Kaiser ein Geschenk schicken und betrauten Nachum mit der Sendung, weil er schon aus vielen Nöten oft wunderbar gerettet worden war. Unterwegs stieg er in einer Herberge zum Ueberrachten ab. Auf die Frage, was er mit sich führe, antwortete er: „Die Steuer für den Kaiser.“ Nachts öffnete man die Kisten und Säcke des Reisenden, nahm die Schätze heraus und that an deren Stelle Erbsen hinein. Als er zum Kaiser kam und sich in den Säcken statt Gold und Edelsteine Erbsen vorfand, ward der Kaiser zornig und rief aus: „Die Juden spotten meiner, man führe den Voten zur Richtstätte, daß er sterbe!“ was Nachum gelassen mit seinem gewohnten Spruche beantwortete: „Auch das ist zum Guten!“ In dieser Not stellte sich aber der Prophet Elias in Menschengestalt als Retter ein und bemerkte, dieser Erbsen sei möglicherweise solcher, wie ihn Abraham zur Befestigung seiner Feinde verwendete; man untersuchte dies und es stellte sich heraus, daß es so war, denn gegen eine Festung, die man bisher nicht erobern konnte, warf man von diesem Erbsen und eroberte sie also; darauf bewahrte man diesen Staub wie einen Schatz in einem Magazin auf.“

Diese Stelle ist nun, abgesehen von dem Einbild, den sie uns in die damalige Predigtweise gewährt, für unsere Frage von ganz besonderem Interesse. Daß man das Schicksal damals noch, im vierten Jahrhundert, in Vorderasien kannte, erweist sie nicht, daß sich aber noch eine Erinnerung an dasselbe erhalten hat, geht unzweifelhaft aus derselben hervor.

Doch wenden wir uns der neuen und neuesten Zeit zu und sehen nach, ob wir nicht ganz neue Freunde schon als alte Bekannte werden begrüßen können.

Wenn man vom Bligableiter spricht, so wird jeder gleich an Benjamin Franklin denken, der denselben vor hundert Jahren erfunden hat. Für uns hat ihn allerdings Franklin erfunden, und es thut seiner Ehre nicht den geringsten Abbruch, wenn wir nachweisen, daß die Spuren des Bligableiters sich schon sechshundert Jahre zurück nachweisen lassen, und daß seiner ausdrücklich schon in einem sechshundert Jahre alten Werke Erwähnung geschieht.

In den Additamentis zur Mishnah, dem älteren Teile des Talmud, Tr. Sabbath, werden verschiedene abergläubische Gebrauche als den Juden verbotene ausgeführt, darunter auch der Gebrauch, Eisen in oder neben den Hühnerstall zu legen, „thut man es aber“, heißt es dann weiter, „wegen der Gewitter oder des Blitzes, dann ist es gestattet.“ Es muß also nach dieser Stelle schon in alter Zeit die Vorstellung geherrscht haben, daß Metall als Schutzmittel gegen Blitzschlag verwendet werden könne. Haben wir hier aber nur den Beweis von einer dunklen Vorstellung eines Bligableiters, so liefert eine andere Stelle aus einem 1291 geschriebenen Werke den unwiderleglichen Beweis, daß man damals wirkliche Bligableiter zum Schutze hoher Gebäude verwendet hat. Der Nordspanier Bachja ben Ašer gab im vorhin genannten Jahre ein exegetisches Werk heraus, in welchem die Absicht der Erbauer des Turmes zu Babel dahin erklärt wird, daß man dem Gotte, der vorher die Welt durch Wasser vernichtet hat, die Macht nehmen wollte, sie jetzt durch sein himmlisches Feuer zu verderben; daran schließt er denn die Bemerkung: „Auch in unserer Zeit gibt es einige weise Leute, welche eine Kraft kennen, den Blitz zu binden, daß er einen bestimmten Weg nehme.“ Der Verfasser dieses Werkes war aus Saragossa, der früheren Hauptstadt des maurischen Saragossa; es scheinen die Mauren die Kenntnis des Bligableiters dorthin gebracht zu haben, und ihre Zeit war zu Lebzeiten des Verfassers noch nicht so lange vorüber, daß sich das Andenken desselben nicht noch bei einigen sollte erhalten haben.

Von einem im Jahre 1730 gestorbenen Verfasser eines Geschichtswerks wird über einen Rabbiner des dreizehnten Jahrhunderts zu Narbonne folgender, einem älteren Werke entnommener, Vorgang erzählt, den wir hier in möglichst wortgetreuer Uebersetzung wiedergeben wollen.

„Der hochgelehrte Rabbi Meschulam war auch ein Meister in der praktischen Kabbalah. In seinem Studierzimmer war eine Lampe, die er immer vor Eingang des Sabbath anzündete

und die dann die ganze Woche ohne Del brannte. Das in der Stadt bekannte Faktum gelangte auch zu den Ohren des Fürsten, der zum Rabbi schickte und ihn fragen ließ, ob an dem Gerüchte etwas Wahres sei. Der Rabbi, sei es aus Bescheidenheit oder aus Furcht, für einen Zauberer gehalten zu werden, verneinte es. Doch der Fürst wollte sich selbst überzeugen und nahm sich vor, dem Rabbi in der Nacht mit einigen Hofleuten einen Besuch abzustatten. Nun kam es häufig vor, daß übermüdete Jünglinge nachts an die Häuser der Juden klopfen, um diese zu schrecken. Sich solche Störenfriede vom Hause zu halten, hatte der Rabbi, der seinen Studien bis tief in die Nacht oblag, ein Mittel eronnen. Er steckte nämlich einen Nagel in den Fußboden seines Zimmers; sobald nun einer an seine Thüre pochte, schlug er mit einem Hammer auf den Nagel, was dann bewirkte, daß der vor der Hausthür Stehende von einem Schläge erschüttert in den Boden einfiel. Als nun der Fürst nachts an die Thüre klopfte, traf ihn auch der erschütternde Schlag und er sank bis an die Lenden in den Boden ein; der Fürst klopfte darauf zum zweitenmale, da ereignete sich dann das Wunderbare, daß der Nagel aus der Diele herauspringt und weit fortgeschleudert wird. Der Rabbi erschrickt; das kann nur der Fürst sein, meint er, und er öffnet die Thüre unter vielen Bitten um Verzeihung. In demselben Augenblick aber, da der Nagel aus der Diele herausflog, war auch der Fürst aus der Vertiefung, in die er gestürzt, heraufgeschleudert worden, ein Umstand, dem er die Erhaltung seines Lebens verdankte. Der Rabbi führte den hohen Gast und sein Gefolge in sein Zimmer, ließ Erfrischungen unerreichen, und nachdem sich alle vom Schrecken erholt, fragte der Rabbi, was der Fürst zu so später Nachtzeit von ihm wünsche, ob er denn nicht wisse, daß an seiner Thüre ein Geist lagere, der jeden in die Erde sinken lasse, welcher seinem Hause nahe, ihm Schaden zuzufügen, und daß es um ihn geschehen wäre, wäre er nicht zu seiner Rettung herbeigekommen. „Ich war schon in den Boden gesunken“, bemerkte der König, „und Dank sei Dir, daß Du mich gerettet hast. Ich aber bin gekommen, weil ich gehört, Du seiest in der Zauberkunst sehr erfahren, wofür wohl das Licht hier, das ohne Del brennt, der beste Beweis ist.“ — „Nicht doch“, antwortete der Rabbi, „Gott bewahre! Ich bin kein Zauberer, ich bin in den Naturwissenschaften erfahren und kenne einige Geheimnisse der Naturkräfte.“ Er zeigte ihm denn auch die ohne Del brennende Lampe, aber auch den Stoff, der die Flamme erzeugte.“

Entkleiden wir die Erzählung von allem fabelhaften Beiwerk, reduzieren wir das in den Bodensinken auf ein auf den Boden Niedergestrecktwerden, so ergibt sich uns als Kern derselben, daß es schon früher Leute gegeben, denen ein Lichterzeugen durch Gase nicht fremd war und die auch Kenntnis von der mächtigen Wirkung der elektrischen Kraft hatten und diese Kenntnis auch zu verwerten verstanden.

Ob nun der Rabbi des dreizehnten Jahrhunderts, von dem die angeführte Erzählung berichtet, schon diese Kraft gekannt, das ist hier nicht entscheidend, entscheidend für unsern Zweck ist es nur, daß im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts solches schon erzählt werden konnte.

Den Männern der Wissenschaft, die durch ernstes Studium und mühevollen Suchen und die Frucht ihres Fleißes in den weltumgestaltenden Erfindungen und Entdeckungen der Neuzeit gebracht, wird durch das Ausbleiben der alten Spuren das Prävenire nicht genommen, ihnen bleibt ihr Ruhm ungeschmälert; für die Geschichte der Wissenschaften ist aber das Nachblättern in den alten Urkunden von Bedeutung, und der Nachweis, daß so manches, was wir als neu ansehen, schon einmal, wenn auch nicht in seiner jetzigen Vollkommenheit, dagewesen — sei es auch, daß es mehr geahnt als erkannt war — ist ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte der Menschheit und des Menschengeistes.

Die Lisi.

(Bild S. 53.)

Ein kerngefundenes, lebensfähiges Dorfkind ist „die Lisi“, wie sie Franz Desregger, der seine Bauern kennt wie faum ein zweiter, als Studie auf die Leinwand hingezaubert hat.

Man muß wahrhaftig wieder herauslachen, wenn man in der herlige, liebe Kindergegend in einen hineinläßt, wenn man in die schelmischen und doch so wahren „Neugeln“ blickt, das „zuerstige Geseher!“ hebt und die rot und weißen „Baderln“, die so frisch und prall sind, „wie Kuckern“.

„Och, daß 's no' amalt is, d' Lisi,“ hat der Loisl gesagt, als er das Bild zu München in der Ausstellung gesehen hat, „wenn die leb'n thät' und no a Jahrler acht älter wär' und so furtjahren thät' — aber noch dös Grix bei de Quam!“

—r.

Ein ländliches Kirchenfest.

(Bild S. 56 u. 57.)

Das figurenreiche, stimmungsvolle Gemälde des talentvollen italienischen Malers Raffaello Armenise, das wir im Holzschnitt unseren Lesern wiedergeben, führt zu einem unter freiem Himmel abgehaltenen ländlichen Kirchenfest nach dem mittäglichen Italien. Alle Feste, seien es kirchliche oder weltliche, nehmen unter dieser Sonne einen prunkhafteren und lauteren Charakter an, entsprechend der wärmeren, heißblütigeren Bevölkerung dieses südlichen Himmelsstriches.

Armenise zeigt uns die großartige Dekoration eines im Freien errichteten Altars, an welchem das Hochamt gehalten werden soll. Zur Verherrlichung dieses kirchlichen Aktes steht ein ländliches Orchester bereit; auf mit feinem, durchbrochenem Rinnen gebildeten Tische ruhen, bei brennenden Wachskerzen, reiche, nur bei außergewöhnlichen Anlässen hervorgerollte Paramente und Kirchengeräte, nebenan häufen sich die freiwilligen Spenden für die Geistlichkeit: Lämmer und Geflügel jeder Art.

Weit dehnt sich das offene Feld, auf dem die Feier abgehalten wird, zu der aus der Umgebung hunderte herbeigeströmt.

Wenn die Prozession sich formiert, wenn alle die Kinder, Mädchen und Knaben, Frauen und Männer in ihrer reichen, farbenbunten Tracht in langem Zuge einherzischen, wenn hinter dem goldenen Baldachin mit dem Allerheiligsten die silbernen Weihrauchfässer geschwungen werden und wenn der Priester die Monstranz erhebt, das gläubig im Staube knieende Volk zu segnen, dazu Völler krachen, Vögel knattern, Kasketen ertönen, Glocken läuten, so ist dies ein Schauspiel, das den Reid aller umliegenden Sprengel weckt.

Schloß Peterhof.

(Bild S. 60.)

Schloß Peterhof, der Wohnsitz des deutschen Kaisers während seines Besuches bei dem russischen Zaren, hat vor etwa dreißig Jahren in dem Generalfeldmarschall Grafen Moltke einen Schilderer gefunden, dessen Beschreibung heute von doppeltem Interesse ist.

Moltke war 1855 als General und erster Adjutant des damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, des jüngst verstorbenen Kaisers Friedrich, mit seinem erlauchten Herrn zur Krönung des Kaisers Alexander II. nach Petersburg und dann nach Moskau gereist und hatte seine Beobachtungen in Briefen an eine ihm verwandte Dame geschildert. Wir entnehmen diesen Briefen nachfolgendes:

„Das Schloß Peterhof, von Peter I. gebaut, ist ein ziemlich ausgedehntes, dreistöckiges Gebäude im französischen Stil. Es hängt durch Galerien mit zwei Pavillons zusammen. Die Farbe, gelb und weiß, korrespondiert mit dem Eisenblech des Daches und der überaus reichen Vergoldung der Kuppeln. Das Gebäude steht auf einer etwa vierzig Fuß hohen Terrasse, welche durch den natürlichen Abfall des Festlandes zum finnischen Meerbusen gebildet wird. Den etwa tausend Fuß breiten Raum bis zum eigentlichen Meeresstrand füllen die Parkanlagen aus. Senkrecht von der Mitte des Schlosses führt ein breites gemauertes Bassin bis zur Landungsstreppe am Meere, zu beiden Seiten von einer Reihe von Springbrunnen eingefast, die so eine höchst eigentümliche Allee von Wasserstrahlen bilden. Daneben führen die Straßen und das Ganze ist von hohen schwarzen Tannen umgeben, zwischen denen man über diesen Vordergrund weg die See und am Horizont die finnische Küste erblickt.“

„Auch der Park ist recht schön und erhält seinen eigentümlichen Charakter durch die zahllosen Wasserläufe, die das Angenehme haben, daß sie nicht künstlich durch Dampf getrieben werden, sondern aus einem reichen natürlichen Wasserhaushalt entspringen. Die größten Strahlen, auch der vor der Grotte unter der Mitte des Schlosses, mögen nur etwa fünfzig bis sechzig Fuß hoch und armsdick springen, sind also weder mit Wilhelmshöhe noch Sanssouci zu vergleichen, aber ihre Zahl ist endlos. Ueberall im Schatten der Bäume plätschert und rauscht es aus Tempeln und Statuen, in Rasen und Bassins. Der Rasen ist frisch und grün. Den Baumschlag repräsentiert die Erle, Weide, Fichte und vor allem die Birke mit ihrem weißen Stamm; die Erle ist selten, die Ulme gepflanzt und geegelt. Die scharlachrote Vogelbeere vertritt das blühende Gefräch, Malven, Stodrosen, Georginen, die melancholischen Vorboten des Herbstes, ehe es noch Sommer war, sprengen einige Farbensunken in das vorherrschende Grün. Was mir an diesem Park am besten gefallen und zugleich mich am meisten überrascht hat, war ein Bach, ein wirklich deutscher Bach mit kristallhellem Wasser, der über grobe Granitblöcke dahinströmt. Weiter oberhalb hat man den reichen Wasserhaushalt zu weiten Seeflächen angeschaut, welche mit Bäumen und zum Teil sehr hübschen Landhäusern eingefast sind. Da sind italienische Villen mit den charakteristischen vieredigen Türmen, flachen Dächern, Freitreppen, Veranden und Statuen; dann kommt ein Manor im sächsisch-normannischen Stil, mit schweren Giebeln, vorpringenden Erkern und breiten Fenstern; aus einem Birkenwald lugt das Schweizerhaus mit seinem weißen Giebel und geschweiften Balken. Die meisten Häuser sind indes aus Holz mit Eisenblech gedeckt, welches lehtere rot und besonders grün angemalt ist.“

„Das ausgedehnte Schloß Peterhof selbst dient eigentlich nur zur Repräsentation. In ausgedehnten Parkanlagen liegen rings umher die Villen und Landhäuser, welche die kaiserliche Familie und ihre Gäste bewohnen. Herrlich gelegen ist, durch einen englischen Garten von Peterhof getrennt, Monplaisir, ein Lusthaus hart am Meere, welches Peter der Große noch erbaut hat. Die Lage ist sehr schön, viele große, schattige Bäume und mit der Aussicht auf Petersburg. Kaiser Nikolaus hat außerordentlich viel für Peterhof gethan. Zunächst hat er hier vierzig Meilen Chaussees in allen Richtungen erbaut, sodann durch Ausgrabung großer und schöner Wasserbassins die Gegend einigermaßen trocken gelegt, endlich an den schönsten Punkten sehr geschmackvolle Villen geschaffen. Eine solche ist Ozerk. Ein ganz bedeutender Bau ist Vabigon auf einem Hügel, von wo man eine weite Aussicht über Land und Meer bis Petersburg und Kronstadt hat. Aber freilich, die weiten Aussichten sollte man hier nicht aufsuchen. Das Land, sobald man aus den Anlagen herauskommt, ist meist sumpfiges Bruchland mit niedrigem Gebüsch, das Meer grau und eintönig, wenigstens bei dem trüben Himmel, den wir heute hatten. Der Pavillon selbst ist prachtvoll; ganz aus Granit, Marmor und Sandstein erbaut. Auf einem etwas ägyptischen Unterbau von geschnittenen Granitquadern erheben sich zwei Stodwerke, jedes von Säulen rings umgeben, die Monolithen aus prachtvollem, schwarzlichem Granit gehauen und schön polirt. Das Ganze ist mit einer für Rußland ganz ungewöhnlichen Solidität und wie für die Ewigkeit gebaut und macht einen sehr angenehmen Eindruck.“

Sinnsprüche.

Es sind nicht die schönsten Frauen, die die größten Leidenschaften erregen.

Das Nachdenken, das die Männer von ihren Leidenschaften heilt, verschärft diejenigen der Frau und macht sie unheilbar.

Heimwärts.

(Bild S. 65.)

„Bringt was mit nach Hause,“ sprach die Mutter, „Sommer geht zu Ende, mögt ihr jedem Eine Gabe noch des Glühenden bringen.“ Und dann gingen sie zum Waldessaume, Wo die Beeren glühn, die Farnen schwanen, Wo von hohem, blätterreichem Aste Melodien klingen, wunderbare. — Und die Kleine kroch durch niedre Büsche, Und die Mittlern knieten auf dem Rasen, Und die Große schante, selig träumend, In die weite Welt, die glanzumwoben Ihr zu Füßen lag, ein offnes Eden. — Doch der Abend rief sie endlich heimwärts. Beeren trug die Kleine mit nach Hause, Und die Mittlern brachten Blum' und Kräuter, Und die Große — ei — die hatte gar nichts; Aber lächelnd pflückte sie im Vorbeigehn Eine Rose noch vom wilden Strauche. — Und die Mutter aß die süßen Beeren, Und der Vater trocknete die Kräuter, Und ein Dritter trug die rote Rose Andern Tags am festgefügten Hütlein.

Die letzte Gletscherfahrt.

Erzählung

von

E. Merk.

(Schluß.)

Als Moriz reisefertig die Treppe herabkam, blieb er eine Weile im Dunkeln stehen, um von Sigberg nicht gesehen zu werden, der eben, mit der Serviette um den Hals, durch den Flur zurück in die Veranda schritt, während draußen der Wagen raffelte. Von dem Tische unter dem grünen Blätterdache klang lustiges Gläserlirren, als Moriz im Eilschritt das Haus verließ. Er lief im Trab dem Wagen nach, den er am Ende des Städtchens erreichte. Der rote Lienhard nahm phlegmatisch die Pfeife aus dem Mund, als er ihn anrief und mitzufahren begehrte, hielt die Pferde an und öffnete mit einem gleichgültigen „Woll! Woll!“ den Wagenschlag.

Als über dem weltfernen Thale Rindnaun tiefe Abend-schatten lagen, nur der Bergbach nächtlich rauschte und zuweilen eine Sternschnuppe über den Tannenwipfeln niederschwebte, sah der Doktor in einer sehr niederen, kleinsten Stuben an einem Krankenbette und hielt eine kleine, heiße Hand in der seinen.

Er hatte Hedwig, wie er gefürchtet, schwer krank, im Lieber getroffen, in einer erdrückenden, schwülen Luft. Die junge Tirolerin, die sich der Fremden mit freundlicher Besorgnis angenommen, hatte in dem engen Raume den Kachelofen geheizt und das frierende, halb bewußtlose Mädchen in die wärmsten Decken gehüllt. Ratlos war sie vor der stöhnenden, phantasirenden jungen Fremden gestanden, die immer mühsamer atmete und von wachsender Beklemmung gequält schien. Moriz hatte sogleich die Fenster aufgerissen und nach Wasser, womöglich nach Eis verlangt. Die kühlere Luft schaffte der Kranken sofort sichtlich Erleichterung, und die ländliche Pflegerin, die erst voll Scheu und Misstrauen das Thun des jungen Doktors beobachtet hatte, schaute nun mit bewundernder Andacht zu ihm auf und gehorchte bereitwillig jedem seiner Winke. Ohne Murren opferte die arme Magd ihre Nachtruhe für das fremde Mädchen, und dem Doktor schien die warme Frauengüte, die wie eine versteckte Blume in diesem Weltwinkel blühte, eine Gloriole um das blättermarbige dunkle Gesicht der Tirolerin zu breiten.

Hedwig lag meist im Halbschlummer; wirre Träume schienen sie zu quälen. Der Name des Bruders klang zuweilen mit einem Schrei von ihren Lippen. Manchmal murmelte sie ängstlich: „Vater, wo bist Du, Vater?“

Endlich, nach zwei schweren Fiebernächten, wurden die Atemzüge ruhiger und gleichmäßiger und sie fiel in einen festen Schlaf. Als sie nach dieser tiefen Ruhe die Augen wieder aufschlug, blickten sie klar, wenn auch noch müde zu dem Doktor empor, der den kühlenden Trank an ihre Lippen setzte.

Mit tiefer Rührung hörte Moriz ihre leise Stimme flüstern:

„O, wie gut Sie sind!“ Dann schloß sie aufs neue ein. Moriz aber überließ der Tirolerin den Platz an ihrem Lager und schritt hinaus vor die einsame Wohnstätte, in der er die angstreichsten Stunden seines Lebens durchwacht hatte, und wagte zum erstenmal befreit zum blauen Himmel aufzublicken und dem Schicksal zu danken, daß es ihm seinen Liebling gerettet.

O, wie er sie liebte! Er fühlte es in diesen Tagen, die nun folgten, wenn er an dem Lager des Mädchens saß, das nun die Augen klar und voll zu ihm aufschlug, und ihr aus den Büchern vorlas, die er zu sich gesteckt

hatte, oder ihr erzählte von tausend Dingen, die ihm vor diesem lieben, blassen Mädchen gesicht wieder in den Sinn kamen: Worte aus seinem Gemüte, aus seines Herzens Grunde. Vor dem offenen Fenster rauschten die hohen Tannen, Waldbüsch wehte herein, man hörte das Flüstern und Raunen der großen Bergeinsamkeit. Moriz hatte seinen Schützling während unbegrenzter, langer Sommerwochen in der Wildnis festhalten mögen, hätte diesen stillen Tagen am liebsten ewige Dauer gewünscht; Hedwig aber war beunruhigt und bekümmert um des Vaters willen. In den ersten Tagen, nachdem ihr das Bewußtsein zurückgekehrt war, hatte sie unablässig auf jeden Schritt, auf jedes Geräusch im Hause gelauscht, die Ankunft des Vaters ungeduldig ersehnt. Auch Moriz erwartete, daß Sigberg kommen würde. Er hatte ihm durch den roten Lienhard die Nachricht geschickt, „daß er, zufällig“ über Rindnaun seinen Weg nehmend, Fräulein Hedwig schwerkrank hier angetroffen habe, viel zu krank, um die Fahrt auf dem schlechten Weg antreten zu können, daß er ihr jedoch seine Dienste gerne zur Verfügung gestellt und mit Hilfe einer freundlichen Tirolerin im Hause die nötige Pflege zu verschaffen vermocht habe. Aber Sigberg kam nicht. Er schickte einen Boten mit Wein und Lebensmitteln und einen Brief, worin er an Hedwig schrieb: „Ihre Erkrankung sei eine fatale Geschichte; er selbst verenge in einem Krankenzimmer nur den Platz und könne doch nichts nützen, betrachte es deshalb als ein rechtes Glück, daß der Doktor sich gerade in der Nähe befunden habe. Um ihn möge sie sich nicht sorgen; er habe gute Gesellschaft gefunden und hoffe nur, bald mit seiner kleinen Heddy die schönen Ruhetage zu genießen.“ Als Hedwig in Gegenwart des Doktors den Brief gelesen hatte, versuchte sie zu lächeln und mit einem Scherz die Scheu des Vaters vor einer Krankenstube zu entschuldigen; aber Moriz sah es wohl, wie tief diese lieblose Vernachlässigung sie kränkte. Mußte er doch selbst staunen über den kranken Egoismus Sigbergs, der seine Tochter in dieser Bergwildnis dem Schutze eines ihm fast fremden jungen Mannes überließ.

Je mehr die Genesung Hedwigs fortschritt, desto ungeduldiger verlangte sie nach dem Vater, desto mehr drängte sie nach der Abreise. „Bitte, bitte, Herr Doktor, bestellen Sie den Wagen!“ flehte sie täglich. „Ich bin gesund, ich kann die Fahrt ertragen. Die Unruhe hier macht mich krank; die Sehnsucht nach dem Vater, das drückende Gefühl, wie ich Ihnen die Urlaubstage verderbe, welches Opfer ich von Ihnen annehmen muß, raubt mir den Schlaf.“

Ihre Erregung steigerte sich so sehr, daß Moriz schließlich einsah, er müsse, ihrer Gesundheit zu lieb, nachgeben und sie lieber den Strapazen der Wagenfahrt als einer längeren angreifenden Sehnsucht aussetzen. Sie war in den letzten Tagen viel im Freien vor dem Hause gesehnen; die köstliche Bergluft hatte sie gekräftigt; ihre Wangen waren wohl noch bleich, aber in den lieben graublauen Augen lag wieder Glanz und Frische. Als sie am letzten Morgen am Arme des Doktors durch den sonnenlichtdurchflammten Wald schritt, da kam über Moriz eine unsagbar weiche Abschiedsstimmung. Schweigend führte er sie den harzduftigen Waldweg entlang, bog die Zweige vorsichtig beiseite, die ihr Haupt streifen wollten, hielt den Schirm über ihr Gesicht und breitete endlich den Plaid auf einen Baumstamm, auf dem sie nach dem kurzen Wege wieder ruhen sollte. Es schien ihm so süß, für sie zu sorgen, so süß, daß sie in dieser Einsamkeit ihm so ganz allein gehörte; und als sie nun die beiden kleinen Hände in die seinen legte und mit gerührter Stimme wiederholte: „Wie gut Sie mit mir sind, wie gut!“ da konnte er nicht länger schweigen. Er hielt die Händchen fest und drückte sie in tiefer Bewegung:

„O, ich habe nur meine Pflicht gethan, wie ich sie wohl noch gegen manchen Menschen erfüllen werde; aber ich that sie freilich mit anderen Gedanken, mit anderen Empfindungen als sonst wohl; denn ich sorgte, ich bangte, ich wachte ja für das Wesen, das mir das liebste geworden in der ganzen Welt!“

Sie sah zu ihm empor mit ernststen Augen und leise geöffneten Lippen; erschrocken, angstvoll — und dann, dann lag er plötzlich vor ihr auf dem Moosgrund und küßte die Hände, die ihr im Schoße ruhten. Die Baumkronen wogten über ihnen; über sein Gesicht, über sein lockiges Blondhaar warf die Sonne flatternde Lichter, aus seinen Augen aber flutete es ihr warm entgegen — stehend, zärtlich — eine Welt von Liebe.

Eine Weile blickten sie sich so an, wortlos, mit klopfendem Herzen. Dann plötzlich, mit raschem Erröten neigte das Mädchen sich zu ihm herab und leise, schen drückte sie ihren Mund auf seine Lippen.

„Dieser Kuß,“ sagte sie, „der erste, den ich je einem Manne gegeben habe, soll Ihnen meinen Dank sagen, besser, wärmer als ich es in Worten vermöchte. Ich habe so grenzenloses Vertrauen zu Ihnen, mein Freund, daß ich glaube, Sie werden diesen Kuß aufnehmen, wie ich ihn gab, in tiefem Ernst, mit vollem, bewegtem Herzen. Auch Sie werden diese Abschiedsstunde festhalten in der Erinnerung, was Ihnen auch das Leben noch bringen mag!“

Ihre reine, klare Seele lag in den Worten, auf den

warmen, dankenden Lippen. Wie er auch darnach verlangte, die Arme um das geliebte Mädchen zu breiten und sie festzudrücken an die klopfende Brust — er wagte nur andächtig ihre Hand zu fassen, und ihr erster Kuß hatte ihn mit einem heiligen Schauer berührt.

„Sie sprechen von einer Abschiedsstunde, Hedwig,“ sagte er dann. „Freilich, ich muß meinen kleinen Schützling wieder aus dieser lieben, stillen Wildnis hinausführen, so leid es mir auch thut, daß hinter diesen Bergen noch eine Welt steht, daß es mehr Menschen gibt als uns beide. Aber, Hedwig, müssen wir uns deshalb denn Lebewohl sagen? Darf ich diese liebe Hand nicht festhalten, da ich doch nichts mehr in der Welt ersehne — als Dich!“

„Es darf nicht sein!“ erwiderte sie mit leise bebender Stimme. „Sie wissen ja, wenn ich mein Leben gewidmet habe. Blicken Sie nicht so finstern, mein Freund! Ich fühle es wohl, daß Sie meinem Vater nicht wohlgeneigt sind, und ehrlich gestanden, es hat mir recht weh gethan, daß er mir gerade vor Ihnen so wenig Teilnahme und Fürsorge an den Tag legte. Aber sagen Sie selbst: Ist denn das Verhältnis zwischen Vater und Tochter wie zwischen Bräutigam und Braut, daß Vernachlässigung des einen das andere der Treue entbinden könnte? Nein! Meine Pflicht ist dieselbe nach wie vor geblieben. Ich muß mich frei erhalten, um dem Vater ganz das sein zu können, was ich ihm zu werden gelobt am Todestage meines Bruders! Darum ist es viel besser, mein Freund, daß wir scheiden, heute noch scheiden, ohne daß ein Mißklang die schöne Erinnerung, die wir an einander bewahren wollen, getrübt hätte.“

Sie war aufgestanden und hatte die Hand wieder in seinen Arm gelegt; sie gingen langsam den schattigen Pfad zurück; er sprach kein Wort. Ihm war alles Sonnenlicht aus der Welt geschwunden über dem sanften „Nein!“ von diesem Mädchenmunde. Keine Neigung in ihrem Herzen hätte ihn erschreckt wie diese fanatische Tochterliebe, die Vernachlässigung nicht erkaltete, die immer nur geben und nichts fordern wollte; keinen Nebenbuhler hätte er gefürchtet wie den Vater, mit dem er sich doch in keinen eifersüchtigen Wettstreit einlassen konnte.

Verstimmt sah er an ihrer Seite auf dem kleinen, offenen Wägelchen, das nur im Schritt bergab fuhr, und wehrte die Dankesworte, die sie ihm nun befangen und schon wiederholte, fast unwillig ab.

Als die Türme von Sterzing sichtbar wurden, verwandte Hedwig keinen Blick mehr von der weiten, sonnigen Landstraße, die vor ihnen lag. Ihr Vater war von ihrer Ankunft benachrichtigt worden; sie erwartete wohl, daß derselbe ihr entgegen gehen würde. Doch der Wagen raffelte und polterte schon über das Straßenpflaster, ohne daß Sigberg zum Vorschein kam.

Als das Gefährt vor dem Gasthose hielt, traten nur die Wirtsleute bewillkommend an die Thüre.

„Eben ist der gnädige Herr fortgegangen,“ klang es Hedwig entgegen, die ihre Enttäuschung nicht zu verbergen vermochte und sich nicht entschloß, ins Haus zu treten, sondern mit großen Augen die stille Straße auf und ab schaute, als müßten ihre Blicke den ersehnten Vater herbeirufen.

Da erschien im Rahmen der dunklen Erkerhäuser und alten Mauerchen eine wunderliche Gruppe: aus einem Thorweg war Sigberg hervorgetreten in Begleitung zweier Damen. Er trug in der Hand einen spitzenbesetzten Sonnenschirm, auf dem Arm hing ihm ein bunter Schal; er war beschäftigt, der Begleiterin, in welcher Moriz dieselbe blonde, üppige Dame wieder erkannte, die er in der Veranda an seiner Seite gesehen hatte, die Handschuhe über dem runden Arm zuzuknöpfen.

Nachdem er diesen Rittersdienst mit einer Verbeugung, die sehr grotesk und altmodisch aussah, beendet und den Sonnenschirm überreicht hatte, bemerkte er, sich umwendend, das vor dem Gasthose stehende Gefährt und eilte nun der Tochter entgegen, während die Begleiterin langsam nachfolgte.

„Schön, daß Du wieder gesund bist, Heddy! Grüß Gott, Kleine! Hast mir rechten Schrecken gemacht! Aber nun bleiben wir hier! Kannst Dich erholen und pflegen. — Ihnen muß ich schönen Dank sagen, Herr Doktor,“ wendete er sich darauf an Moriz. „Hätte freilich nicht gedacht, daß Sie recht behalten!“ Er sprach hastig, verlegen, und seine Aufregung steigerte sich, als nun die Damen herangetreten waren und er seine Tochter vorstellte. „Frau von Deinhardtstein, die sich um mich verlassenen Menschen freundlich angenommen hat,“ sagte er mit einem galanten Lächeln, während die Dame mit übertriebener Freundlichkeit auf Hedwig zuging und sich nach dem Befinden des „lieben, jungen Fräuleins“ erkundigte und die Gesellschafterin, die den weißen Mopsband auf dem Arm trug, schüchtern kniete und neugierige Blicke auf den hübschen jungen Doktor warf.

Moriz sah zum erstenmal, wie stolz und abweisend die kleine Hedwig aussehen konnte. Sie berührte kaum die ihr dargebotene Hand der bunt ausgeputzten, lebhaft plaudernden Dame und gab auf ihre Fragen nur frostige, einsilbige Antworten. So kam die Konversation denn bald ins Stocken, und Sigberg machte der peinlichen Situation ein Ende, indem er ausrief:

„Verehrte Gnädige, wir müssen eilen, wenn wir den Zug nicht versäumen wollen. Hedwig, Du wirst müde sein und Ruhe brauchen. Dein Zimmer ist in schönster Ordnung. Ich komme bis zehn Uhr zurück, — habe der gnädigen Frau meine Begleitung zu einem Ausflug nach Gossensatz angeboten.“

Man trennte sich. Schweigend trat Hedwig ins Haus. Der Doktor, der noch immer ihre Reisetasche und den Abschiedsstrauch von Rindmann in Händen hielt, folgte ihr bis an die Treppe. Als er ihr hier die Blumen überreichen wollte, sah er, daß große Thränen in ihren Augen standen.

„Liebes Fräulein Hedwig,“ sagte er sanft, „Sie sind noch leicht erregbar, brauchen noch viel Schonung und Liebe, wie ein krankes Kind. Wollen Sie wirklich den Freund fortschicken, der doch wärmer für Sie sorgt und denkt als alle anderen?“

Sie senkte das Haupt und antwortete nicht. Doch als er nun, ihre Hand ergreifend, vorwurfsvoll sagte:

„Nun denn, wenn Sie darauf bestehen, Hedwig, ich gehorche! Leben Sie wohl!“

Da rief sie hastig, während die großen, hellen Tropfen ihr über die Wangen rollten:

„Nein, nein, bleiben Sie! Gehen Sie nicht jetzt, nicht heute!“ Dann eilte sie fassungslos von ihm fort, die Treppe empor.

Als sich die kleine Gesellschaft an dem darauffolgenden Mittag in der Veranda zu Tische setzte — Frau von Deinhardtstein war wieder Sigbergs Nachbarin, Moriz hatte zwischen Hedwig und der Gesellschafterin Platz genommen — bemerkte der Doktor, daß seine kleine Freundin sich alle Mühe gab, ein heiteres Gesicht zu machen und der fremden Dame so artig und freundlich als möglich zu begegnen. Sie schien den festen Vorsatz gefaßt zu haben, sich auch dieser Laune des Vaters zu fügen und der Gesellschaft, an welcher er sich erfreute, die besten Seiten abzugewinnen. Doch je länger die Mahlzeit dauerte, je lebhafter die blonde Dame wurde, desto mehr verfinsterte sich das Gesicht des jungen Mädchens, desto einsilbiger wurden ihre Antworten, desto deutlicher zeigte sie, daß es ihr unmöglich sei, der koketten, unablässig lachenden Tischgenossin die geringste Sympathie an den Tag zu legen. Ließ sich doch kaum ein größerer Kontrast denken als zwischen diesen beiden Damen, die durch einen Zufall einander nahe gebracht worden waren: hier die feine, durchgeistigte Mädchenerscheinung in dem schlichten dunklen Kleide, dort die in bunten Farben mit Spitzen und Bändern aufgeputzte, rosig-üppige Dame, die unablässig an die



Ludwig Herrfurth,
der neue preussische Minister des Innern. (S. 62.)

Löckchen ihrer Frisur, an die Schleifen und Fältchen ihres Kleides zu denken schien und den runden Arm mit dem weichen Handgelenk beständig mit studierter Grazie in den Vordergrund drängte. Weibliche Augen sehen scharf, wenn es sich um Angehörige des eigenen Geschlechtes handelt.

Trotz ihrer eigenen blinden Bewunderung und schwärmerischen Liebe für ihren Vater erkannte Hedwig sofort, daß die Schmeicheleien, mit welchen Frau von Deinhardtstein denselben überhäufte, nicht ehrlich gemeint waren, sondern daß ihnen irgend eine eigenmüthige Absicht zu Grunde liegen müsse. Nachdem die Dame aber ein paar mal mit taubenhaftem Augenaufschlag von ihrem „lieben

seligen Vatten“ gesprochen, hatte sie die Sachlage voll durchschaut: eine kokette Witwe, die nach dem Nachfolger ihres „Seligen“ fahndete.

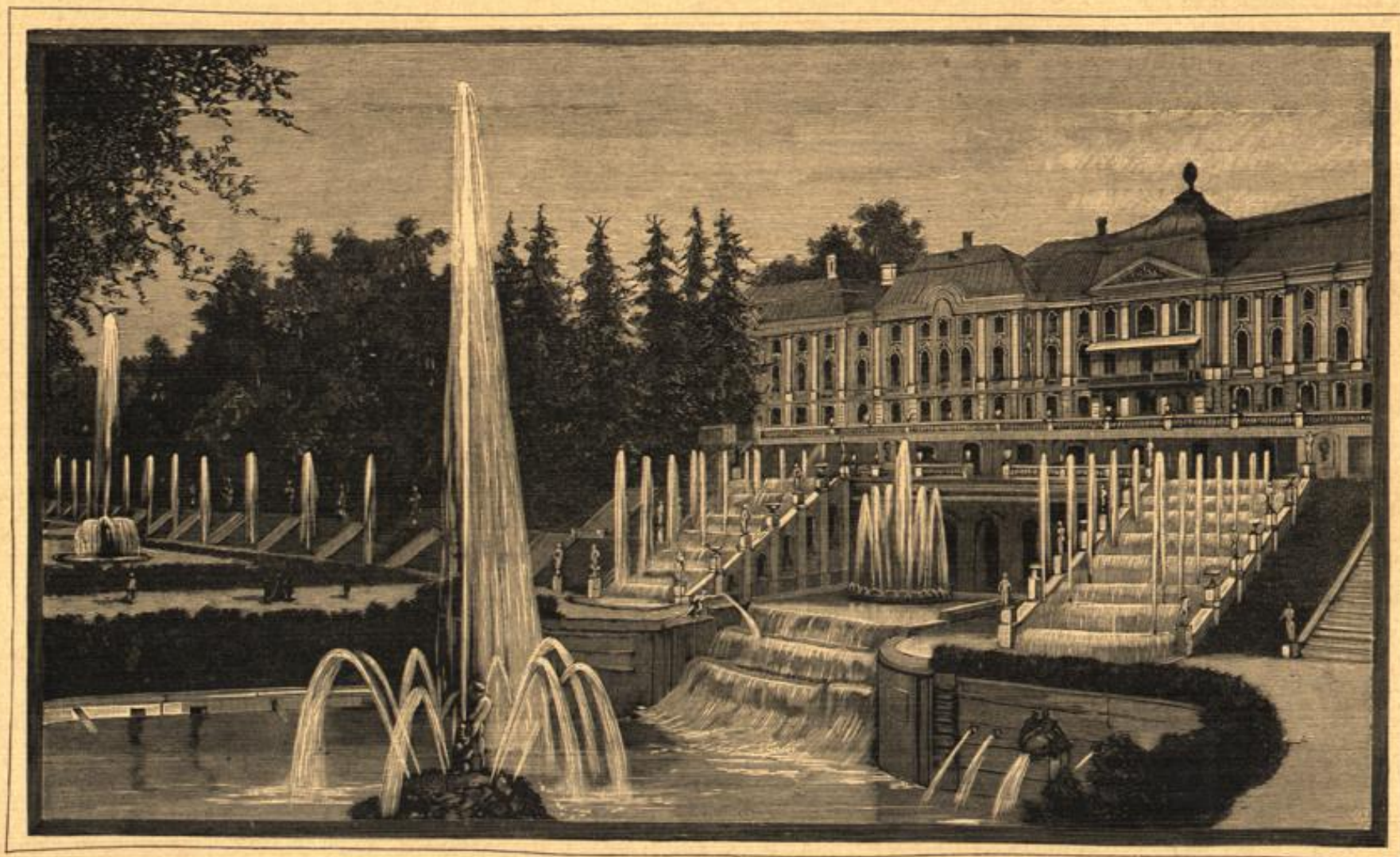
Mit dieser Erkenntnis stand ihr Hedwig unumwunden als Feindin gegenüber, und schon bei dem Abendessen ward der Ton zwischen den beiden Damen immer frostiger. Sigberg schien die Veränderung kaum zu bemerken. Er war ganz in Betrachtung des rosigigen Fleisches versunken, das durch den Fillethandschuh seiner Nachbarin schimmerte. Moriz aber staunte auf seinem Beobachterposten über das scharfe Züngeln, das dem bisher so fügsamen Mädchen zu Gebote stand; mit welcher seinem Sarkasmus sie die koketten Bemerkungen der eiteln Witwe zu belächeln wußte; wie es ihr gelang, in allen Grenzen der Höflichkeit die Abneigung der hohlen, lichernden Schwägerin bloßzustellen.

Für Moriz lag in der Wendung der Dinge ein toller Humor. War doch auch Sigberg gegen ihn von größter, zuvorkommendster Liebendwürdigkeit und schien die heftigen Worte, die zwischen ihnen gefallen waren, ganz vergessen zu haben. Ach, er war nicht mehr derselbe, als welchen Moriz ihn vor kaum zwei Wochen kennen gelernt; er wagte sein breites „Ich“ nicht mehr in den Vordergrund zu schieben: Hercules Sigberg hatte seine Omphale gefunden und zappelte, halb schon gefangen, in dem Netz, in das die listige Schöne ihn mit platten Schmeicheleien lockte.

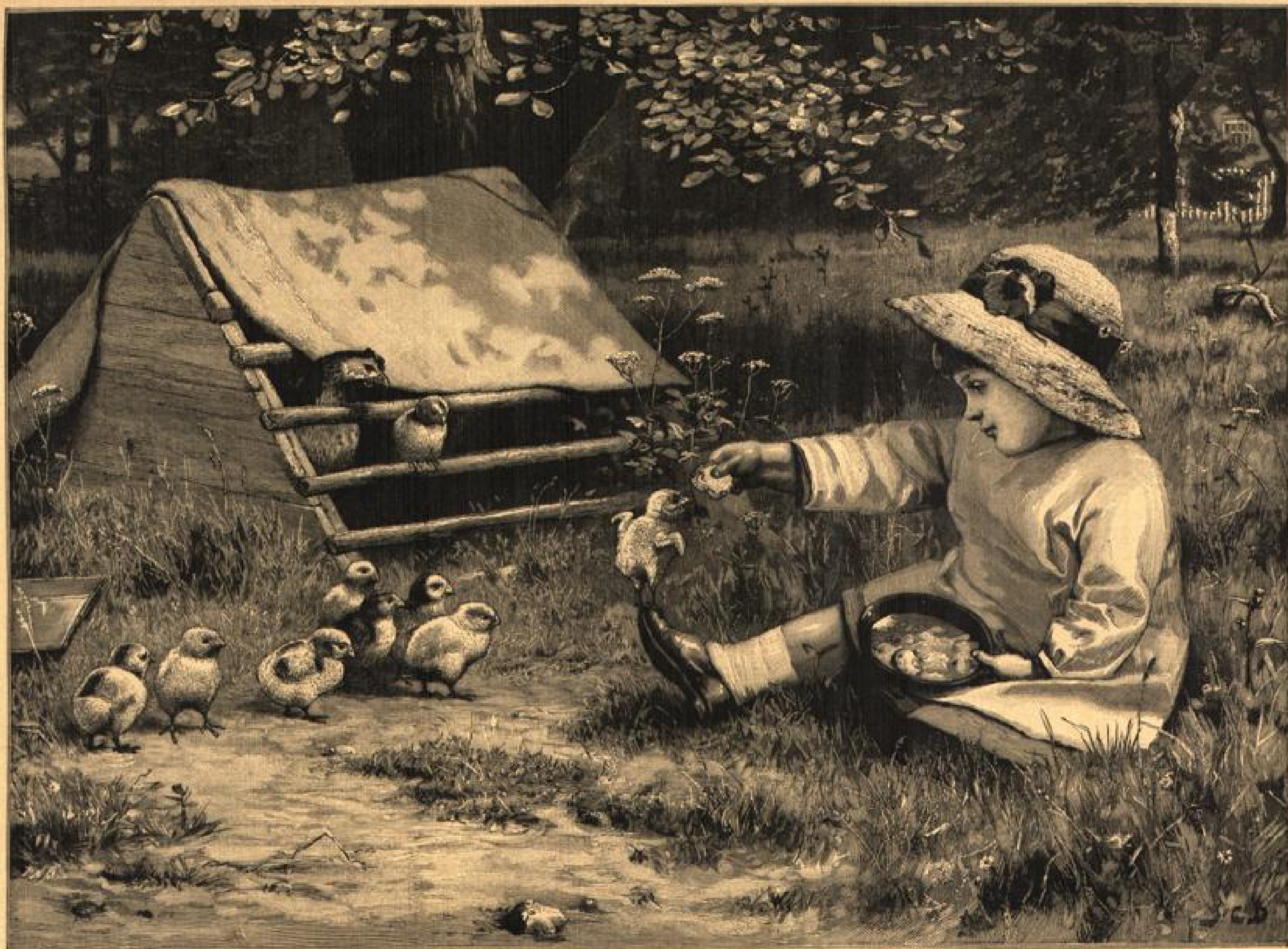
Hedwig ging nun dem Doktor aus dem Wege, und ihr Gesicht war bleich und traurig. Sie hielt es wohl mehr als je für ihre Pflicht, jetzt, in der Stunde der Gefahr, dem Vater zur Seite zu stehen, und sagte sich, daß es dem Schutzengel nicht zieme, das Herz eigenen Wünschen zu öffnen. Mit Bitten und Thränen hatte sie den Vater zur Abreise überreden wollen.

„Abreisen sollen wir!“ hatte dieser lachend geantwortet. „Du bist wohl nicht recht gescheit, Heddy; siehst doch, daß ich mich prächtig amüsiere!“

Da sie ihn nicht zur Flucht bewegen konnte, suchte sie Frau von Deinhardtstein mit den schärfsten Pfeilen zum Rückzug zu bewegen. Dieselbe bemerkte nun wohl, daß ihr in Hedwig eine geistig überlegene Gegnerin in den Weg getreten sei, die sie nur hinterrücks zu bekämpfen vermochte. Die Worte, die sie an das junge Mädchen richtete, wurden immer süßsaurer, sie gefiel sich in einer sanften Duldermiene, seufzte oft tief auf, sprach von ihrem Unglück, ihrem unverstandenen Herzen mit einem bedeutungsvollen Blick auf Sigberg, war aber in Gegenwart



Das Lustschloß Peterhof. (S. 58.)



Der zuerst kommt, wird zuerst bedient. Gemälde von J. C. Dollman. (S. 62.)

seiner Tochter gegen diesen so ungnädig und zurückhaltend, daß er selbst das junge Mädchen von allen Spaziergängen und Ausflügen zurückzuhalten suchte.

Der Doktor lächelte still vor sich hin, trotz Hedwigs rotgeweinter Augen, und — blieb, wenn sie gleich kein freundliches Wort für ihn hatte und in ihrer Betrübniß um den Vater ganz den jungen Freund vergessen zu haben schien.

„Fräulein Hedwig, Sie sind ja heute noch ernster als gewöhnlich,“ sagte die Witwe eines Mittags mit einem bösen Blick, der den Doktor unwillkürlich an das Gefunkel im Auge einer lauernden Katze erinnerte, die sich auf ein Schwälblein stürzen will. „Mit Ihrem traurigen Gesicht und dem quälerhaften Kleid mit dem weißen Kragen sehen Sie wirklich aus wie eine Nonne. Ich sagte heute zu Ihrem Herrn Vater: Fräulein Hedwig sollte sich etwas lebhafter kleiden, sollte auch wohl mehr von der Welt sehen, damit sie lustiger wird.“

„Ja, es ist wahr, Heddy,“ fügte nun Sigberg, beifällig nickend, hinzu, „Du bist gar nicht wie ein junges Mädchen. Du solltest einmal zu unseren Verwandten nach Paris gehen, damit Du ein bißchen Chic lernst. Und wenn Frau von Deinhardtstein meinen Wunsch erfüllt, uns in Wien zu besuchen,“ — eine galante Verbeugung gegen die Dame, welche huldvoll nickte — „so wird sie die Güte haben, Dir mit ihrem Geschmack bei Deinen Einkäufen ratend zur Seite zu stehen. Eine Dame von Welt weiß da besser Bescheid.“

Die grauen Augen des Mädchens waren in stahlhartem Glanz auf den Vater gerichtet, sie blickten groß und dunkel aus dem bleichen, feinen Gesicht.

„In Geschmacksachen, Vater, läßt sich nicht streiten,“ sagte sie in sehr bestimmtem Tone. „Der Geschmack gehört wohl zum Wesen eines Menschen. Wenn der meine schlicht und einfach gewesen, so bleibt er es wohl auch. Den Sinn für Puz und Modekram würde ich auch in Paris nicht lernen! Wenn die Kleiderfrage so sehr wichtig ist — der weiß wohl nichts Besseres zu denken!“

Ihre Augen waren unwillkürlich über das aufgebauerte, hochmoderne Seidenkleid der blonden Witwe geritten und ihr feiner Mund hatte sich mit leisem Hohn gesenkt, während Frau von Deinhardtstein sich so lebhaft schäelte, daß die Spitzen an ihrem weißen, entblößten Hals aufstiegen und der Heliotropgeruch, den sie stets verbreitete, die Laube durchströmte. Sie hatte die Scene wohl absichtlich hervorgerufen, denn nun sprang sie mit der Miene einer schwer beleidigten in die Höhe, drückte das Taschentuch an die Augen, murmelte, daß hier ihre besten Absichten verkannt würden und daß es besser für sie wäre, ein Ende zu machen und zu gehen; dann rauschte sie durch den Garten ins Haus. Die Gesellschafterin folgte mit dem Mopsknecht. Sigberg warf erst einen zornfunkelnden Blick auf Hedwig und eilte dann dem rauschenden Seidenkleide nach. Darauf sprachen sie so laut in dem Hausflur, daß die beiden Zurückbleibenden in der Veranda die Worte wohl vernehmen konnten.

„Sie dürfen nicht fort! Ich reise Ihnen nach durch die weite Welt, wenn Sie gehen!“ rief Sigberg. „Warum wollen Sie diesen schönen Tagen ein Ende machen? Weil meine Tochter Ihnen nicht wohl will? O, Sie glauben doch nicht, daß ich mich durch das Mädchen in meinem Glücke stören lasse! Ich werde Ihnen sogleich beweisen, wie ich zwischen ihnen beiden entscheide und wähle, werde Ihnen zeigen, daß niemand mir Ihre Nähe rauben darf! Hedwig hat Sie beleidigt, Hedwig muß fort!“

Darauf wurde leiser geflüstert, und endlich hörte man wieder das Lachen der Witwe; es klang leise, verschämt, wie ein schwacher Protest gegen zu kühne Worte.

Hedwig aber saß regungslos in der Laube, die Hände im Schoße aufeinander gepreßt, so vernichtet, als habe sie eben ihr Todesurteil vernommen. Moriz schnitt's ins Herz, sie so in stummer Qual vor sich niederstarren zu sehen; er suchte ihre Hand zu fassen und flüsterte sanft:

„Wenn diese Frau wüßte, wie lieb man diese ernste kleine Nonne haben kann, wie unsäglich lieb!“

Zum erstenmal seit dem Morgen in Kanalt sprach er wieder in warmem, vertraulichem Tone zu ihr. Sie schüttelte betrübt die braunen Locken.

„Spotten Sie nur über mich,“ sagte sie bitter. „Lachen Sie über die eingebildete Thörin, die sich für so unerfänglich, so unentbehrlich hielt und die nun von dem ersten besten Weibergesichte aus dem Herzen fortgestoßen wird, für welches sie leben und sterben wollte.“

Sie sah in tiefem Weh zu dem blauen Himmel auf, der durch das Laubengitter schimmerte: ein armer, flügelahmer Schutengel, der sein Rettungswerk in Trümmern fallen sieht.

„Nein, spotten Sie lieber nicht,“ sagte sie dann plötzlich mit zuckenden Lippen und kämpfte gegen die Thränen, die sich ihr heiß in die Augen drängten, „lächeln Sie nicht — ich bin ja so grenzenlos elend!“

Sie stand auf. Eben trat der Vater in den Garten zurück.

„Da Du mit meiner verehrten Freundin nur unangenehme Scenen heraufbeschwörst, Heddy,“ sagte er in erregtem Tone, „so wird es besser sein, Du gehst voraus nach der Stadt. Du kannst bei Tante Friederike wohnen,

bis ich zurückkehre. Was dann weiter werden wird, darüber sprechen wir noch.“

Hedwig erwiderte erst kein Wort. Sie hob nur die feuchten, ersten Augen zu ihm empor und blickte ihn an. Ein Blick voll Schmerz, voll Bitternis und doch auch voll Mitleid — so könnte der gute Engel wohl von dem Menschen scheiden, der ihm den Rücken kehrt.

„Ich werde heute noch packen,“ sagte sie dann tonlos und ging.

Moriz aber sah darauf an dem verlassenen Tische ihrem Vater gegenüber. Dem jungen Doktor klopfte das Herz — aber in freudiger Erregung. Sein Haß auf Sigberg hatte sich in warmes Bedauern verwandelt, Bedauern mit dem Verblendeten, der die echte, reine Perle von sich warf für einen buntschillernden Kiesel.

Er hörte nicht, was der Desterreicher sprach, er wußte nicht, was er selbst zur Antwort gab. Mit übervollem Herzen nahm er endlich seinen Hut und lief hinaus ins freie Land, um zum blauen Himmel aufzujubeln und dem Schicksal zu danken, daß es den für unentwirrbar gehaltenen gordischen Knoten so einfach und lustig auseinanderlöste wie ein Kinderspielzeug.

Am liebsten wäre er sogleich zu Hedwig geeilt, aber er fürchtete im ersten Sturm ihres Schmerzes kein Gehör zu finden; so wartete er denn erregt, ungeduldig, bis der Abend herankam, und kürzte sich die langen Stunden mit hoffnungsfreudigen Zukunftsbildern. Als er aber endlich auf der Alane das graue Kleid des geliebten Mädchens erblickte, bezwang er sich nicht länger. Er sprang die Treppe empor, er stand vor ihr, atemlos, in stürmischer Bewegung.

„Hedwig, liebe Hedwig, Sie dürfen nicht fort!“ rief er und zog ihr die Hände von dem Gesicht. Aber sie sah von ihm weg in tiefer Trauer.

„Hätten Sie mich sterben lassen in Kanalt,“ murmelte sie, „dann wäre durch den Eindruck des Todes mein Vater vielleicht gefeit gewesen gegen den Zauber dieser Frau, dann hätte ich doch nicht diese Stunde erleben müssen! Was thue ich noch in der Welt? Einsam, heimatlos, fortgesetzt vom eigenen Vater.“

„Hedwig,“ sagte er, ihre Hände in die seinen nehmend, „lassen Sie sich die sonst so klaren Augen nicht verdunkeln durch diesen herben Trost! Sind Sie wirklich ganz einsam, wenn ein treuer Freund in Ihrer Nähe weilt, der sein Herzblut für Sie geben will! Warum wollen Sie nicht in den Armen, die sich jubelnd für Sie öffnen möchten, eine neue Heimat suchen? Zeigt Dir der eigene Vater nicht, Hedwig, daß es eine größere, mächtigere Liebe gibt als die zwischen Eltern und Kind! Du hast Dir's geschworen, dem Vater den verlorenen Sohn zu ersetzen, und hast Dich ihm geopfert, pflichttreuer und liebevoller, als ein Sohn es wohl je gethan hätte. Aber glaub mir, nun könnte ihn auch Dein Bruder nicht zurückhalten von dem Zauber, der ihn lockt, und müßte ihn seinen Weg allein ziehen lassen, wie Du! Du aber bist frei, Hedwig — er hat Dich ja selbst frei gegeben!“

Er hatte in tiefem Ernst gesprochen; nur leise klang der Jubel, der ihm die Brust füllte, durch die Worte. Sie aber blickte noch immer vergrämt, finster zu Boden.

„Ich darf Ihre Liebe nicht annehmen,“ erwiderte sie mit dem schmerzlichen Jucken des bleichen Mädchens, das ihn stets so tief ergriff. „Jetzt darf ich nicht mehr, da ich Sie einmal zurückgewiesen habe. Sie würden sich sagen, nur die Verlassene, die Verstoßene habe nach Ihrer Hand gegriffen wie nach einer letzten Rettung! Dieser Gedanke würde Ihnen und mir die Zukunft verbittern. Sie verdienen wahrlich Besseres, verdienen, daß ein Herz in freier Wahl, rückhaltlos und bedingungslos Ihnen zusiegt!“

Seine Augen leuchteten, trotz ihrer Worte, immer näher und wärmer vor ihrem gesenkten Antlitz.

„Glaubst Du denn, Hedwig,“ fragte er leise, „ich wäre nicht längst von Dir gegangen ohne den süßen Glauben, Du seist mir gut, trotz Deiner abweisenden Worte? Ja, nenne mich eitel und verblendet, ich sagte mir: Sie versteckt sich vor dir, sie hält sich in ihr starrtes Pflichtgefühl und drückt die Hand auf das eigene warmklopfende Herz! Dies Herz aber ist Dir zugestiegen vom ersten Augenblicke an!“

Sie hielt noch immer die Blicke auf den Boden geheftet.

„Nein, nicht vom ersten Augenblicke an,“ sagte sie nachdenklich, ohne die düstere Miene zu erhellen. „Erst als wir an der einsamen Almhütte von einander Abschied genommen, erst da brachte ich den Gedanken an Sie nicht mehr aus der Seele fort.“

Sie erschraf über ihr eigenes Bekenntnis, als er nun in leidenschaftlichem Ungestüm ihre Hände ergriff und übermüthig jubelte:

„Gestehst Du's nun endlich, endlich, Du böse, grausame Heddy! So hart bist Du gewesen gegen mich, so scheu hast Du Dich versteckt!“

Er wollte die Arme um sie breiten, sie wich abwehrend zurück. Aber sie hatte nun doch die Augen zu seinem Gesichte erhoben, und dies Gesichte war so berebt, daß leise, leise in ihr die Hoffnung auf Glück wieder empordämmerte, auf ein Glück, an das sie nicht zu denken gewagt.

„Wenn man Ihren Augen Glauben schenken darf,“ sagte sie mit einer Stimme, in der noch Thränen klangen, „so wären Sie dankbar für eine feste, treue Neigung.“

Aber ich beschwöre Sie, reißen Sie mein Herz nicht an sich, wenn Sie es nicht auch festhalten und für immer bewahren wollen. Ich kann nicht leben ohne Liebe. Einmal habe ich nun so grausam Schiffbruch gelitten, ein zweites Irregehen könnte ich nicht überleben. O, vergiß es nie,“ fuhr sie fort, indem sie mit feuchten Augen wie ein zitterndes Kind die Arme um seinen Hals schlang, „vergib es nie, daß ich mich zu Dir flüchte mit wunder, tiefverletzter Seele, daß Du viel Güte und Liebe für mich haben mußt, denn ich gebe Dir ein thörichtes, warmes Herz zu eigen, das alles tragen und leiden und opfern will mit Dir und für Dich, das nur Dein Erkalten zu Grunde richten würde!“

Er drückte ihr schlankes Köpfchen zärtlich an seine Schulter, er küßte ihr die Thränen von den Augen.

„O meine süße, kleine Heddy! Du sollst nun erst das Glück erfahren, gehegt und gehütet und verwöhnt zu werden, sollst nicht bloß lieben dürfen, so warm Dein Herz es vermag, sondern auch die ganze Seligkeit des Geliebtwerdens empfinden lernen!“

Arm in Arm gingen sie dann hinaus in die abendstillen Wiesen und sahen die Sonne verglücken.

Sigberg ward durch die Nachricht von der Verlobung seiner Tochter in freudige Ekstase versetzt. Er lief mit gerötetem Antlitz in die Küche, um ein solennes Festessen zu bestellen. An dem Abend aber flüsterte er mit seiner blonden Gebieterin in solch deutlicher Verliebtheit, daß Frau von Deinhardtstein sich häufig zu einem verschämten Augenniederschlag genötigt sah. Moriz hielt die Hand seiner Braut in der seinen und ein inniger Druck ermunterte und tröstete sie, wenn das Grauen vor der „künftigen Stiefmutter“ ihr das Herz zusammenschnürte.

Unsere Freunde haben nie wieder das Gletschereis betreten. Moriz hütet seine zarte, kleine Frau vor dem kalten Hauch der Moräne und mag sich während des kurzen Urlaubs keinen Tag von ihr trennen. Papa Sigberg aber muß jetzt allsommerlich in fashionable Bäder reisen, wo sich seine zweite Gemahlin am besten gefällt. Sein Egoismus hat einen Partner gefunden, der ihm mit der Macht üppiger Formen und rosiger Wangen die Herrschaft abgenommen.

Der neue preussische Minister des Innern.

(Fortsetz. S. 63.)

Der Nachfolger Puttkamers, Ludwig Herrfurth, ist der Sohn eines Gutsbesizers im Kreise Merleburg. Sein Vater besaß die Rittergüter Oberlaus und Krumpa. Das erstgenannte ist der Ort, wo seine Wiege stand. Am 6. März 1830 geboren, erhielt er seine Schulbildung auf dem Pädagogium zu Halle, das er bereits vor vollendetem siebenzehnten Lebensjahre mit dem Zeugnis der Reife verließ, um auf den Universitäten Jena und Berlin die Rechts- und Staatswissenschaften zu studieren. Im Jahre 1851 bestand er die Referendariatsprüfung und arbeitete dann mehrere Jahre als Referendar in Erfurt. Nachdem er im Jahre 1858 die große Staatsprüfung bestanden hatte, war er bei der Regierung zu Arnberg als Regierungsrath und später — 1867 — als Regierungsrath ebendort tätig, worauf er im Jahre 1873 zum Minister Gahlenburg nach Berlin berufen wurde. Herrfurth ist weder parlamentarisch noch sonstwie politisch an die Öffentlichkeit getreten. Auch das gereicht ihm zur Empfehlung, er ist nach keiner Richtung hin engagiert. So oft er als Regierungskommissär in den Vertretungskörpern zu wirken hatte, zeichnete er sich durch die maßvolle Ruhe seines Wesens und die einnehmende Glätte seiner Formen vor anderen Beamten aus und verstand er es, nach allen politischen Richtungen hin das gleiche Maß von Verbindlichkeit und Takt zu beweisen. Welcher politischen Richtung er auch angehören mag — man zweifelt nirgends daran, daß es die konservative ist — jedenfalls zählt er nicht zu den unduldsamen Eiferern und Fanatikern, die so vieles verdorben haben. Auch als oberster Wächter über das Sozialistengesetz hat er sich als ein Mann von Charakter gezeigt und durch seine strenge Unparteilichkeit sogar die Anerkennung derer gesichert, gegen die das Gesetz gerichtet ist. Was ist aber einem großen Staate nütlicher als Charaktere? Man wird hiernach das Vertrauen gerechtfertigt finden, mit dem Herrfurth auf allen Seiten, ohne Ausnahme, empfangen worden ist. — Ueber sein Privatleben ist wenig bekannt. Wer sein Dasein der ersten Berufspflicht widmet, hat wenig Gelegenheit, daselbe in der Gesellschaft zu entfalten. Seit dem Jahre 1858 ist der Minister mit seiner Gattin, Rosly, geb. von Ostrowska, verbunden. Nachkommen erblickten ihm indessen nicht.

Wer zuerst kommt, wird zuerst bedient.

(Bild S. 61.)

„Hier, Lieschen, nimm Dein Frühstück und geh damit hinaus in den Garten,“ sagt die Mutter zu dem kleinen unruhigen Mädchen, das sie durch seine Fragen und sonstigen mannigfaltigen Wünsche von der so notwendigen Arbeit abhält. „Sieh, Herzblatt, Du störst mich, daß ich nichts schaffen kann, und wenn dann der Vater mittags nach Hause kommt und findet nichts zu essen, dann wird er böse und macht ein finsternes Gesicht. Du hast auch heute noch gar nicht Deine kleinen Freunde, die Alchlein, besucht und nachgesehen, ob sie gut geschlafen haben und keines von ihnen während der Nacht verloren gegangen oder geraubt worden ist. Wie werden die sich freuen, wenn Du kommst! Geh, Kind, sei brav, dann freut sich der Vater, wenn

ich ihm erzähle, was sein Vieschen für ein artiges und gehor-
sames Mädchen ist."

Zuerst war das Vieschen nun durchaus nicht einverstanden mit dem, was die Mutter wollte; sie wäre gar zu gern bei ihr geblieben, die doch sonst immer, auch während der nötigsten Arbeit, Zeit fand, um mit ihrem kleinen Liebling zu plaudern und ihm so wunderhübsche Geschichten zu erzählen. Selbst die in Aussicht gestellten Scheltworte des zürnenden Vaters übten heute nicht die gewünschte Wirkung aus. Erst die Erwähnung der kleinen jungen Hühner veranlaßte Vieschen, dem Wunsche der Mutter Folge zu leisten. Die armen kleinen Tierchen hatte sie heute wirklich ganz vergessen, das war nicht schön von ihr; dafür sollten sie nun auch von ihrem Frühstück etwas mit bekommen.

Und rasch, so schnell sie die kleinen Füßchen tragen konnten, und zugleich doch vorsichtig genug, um nichts von dem Frühstücksteller zu verlieren, eilt Vieschen über den Hof in den Obstgarten, wo, wie sie weiß, die alte Henne mit ihren Küchlein zu finden ist. Schon von fern hört sie das fröhliche Gackern der Alten, und bald hat sie den Hühnerhof erreicht, der unter einem alten Apfelbaum im hohen Grase steht. Vor ihm ist ein kleiner, von Gras freier Platz, auf dem das muntere Volk der Küchlein herumläuft, bewacht von dem forgenden Auge der Mutter, die aus dem Korb herausguckt. Dahin setzt sich auch Vieschen und will anfangs, ihr Frühstück zu verzehren, nachdem sie sich vorher überzeugt hat, daß alle Küchlein noch vorhanden. Sie sind zuerst schon zurückgewichen und haben sich in den Korb und unter den Flügeln der Mutter verborgen. Jetzt kommen sie aber langsam und vorsichtig wieder hervor und nähern sich ihrer kleinen Freundin. Die thut ihnen gewiß nichts, das wissen sie, und gibt ihnen immer etwas Gutes zu fressen. Das letzte und unternehmungslustigste Hühnchen wagt sich besonders weit vor, um zu sehen, ob Vieschen wieder etwas mitgebracht hat. Ja, es hüpfet sogar auf die Spitze des ausgestreckten Fusses und lacht das Brotstückchen zu erwischen, was ihm Vieschen entgegenhält. Aber so sehr es sich auch redt und mit den Flügeln schlägt, um von seinem gefährlichen Standpunkte nicht herunterzufallen, es kann den Federbüß nicht eher erreichen, als bis Vieschen ihm näher rückt. Nun kommen auch die anderen Küchlein heran, selbst das, welches am furchtsamsten bei der Mutter auf dem Korb sitzen geblieben ist, um den Ausgang des kleinen Wagens der Schwester abzuwarten, verließ keinen sicheren Platz. Aber siehe da! der Teller war leer; denn Vieschen hatte sich, während sie gutmütig ausstelte, doch auch selbst nicht vergessen. Das schönste und größte Stück freilich hatte das mutige Küchlein erhalten, die anderen mußten mit kleineren zufrieden sein, weil sie so spät erst gekommen sind, denn wer zuerst kommt, wird zuerst bedient und erhält auch das Beste.

Da ertönte vom Hause her die Stimme der Mutter: „Vieschen, Vieschen, schnell, der Vater ist gekommen!"

Hurtig sprang das Kind aus dem Grase auf und eilte durch Garten und Hof in die Arme des ihm entgegenlächelnden Vaters.

Ziegenhafte vom Himalaja.

(Bild S. 69.)

Die gewaltige Gebirgskette des Himalaja darf wohl als die Heimat sämtlicher Wildziegen und -Schafe gelten, denn sowohl die Stammeltern des Hauschafes (Ovis Amon und Ovis Vignei) als auch die Stammväter der Angora- und Kaschmirziege (Capra Falconeri und Capra bubalina oder Capra jemaleika) kommen noch heute in wildem Zustande in den unzugänglichen und beinahe unerforschten Gebieten von Tibet und Nepal vor. Neben diesen und fast in denselben Teilen, nur in den höchsten Gebirgen, lebt auch eine Steinbockart (Aegoceros Sskr.) und zwei noch sehr wenig bekannte Wildschafe (Ovis Brachai und Ovis Nahoore), beide zuerst von dem englischen Forscher Blyth entdeckt und beschrieben. Seit diesen schon im Anfang unseres Jahrhunderts gebrachten Nachrichten sind nur einzelne Gebirge und Felle in europäische Museen gelangt, lebend aber wohl noch nie.

Da selbst die bis jetzt zur Verfügung stehenden Beschreibungen sehr unklar und mangelhaft sind, dürfte es um so interessanter sein, eine genaue Abbildung und Beschreibung des letztgenannten Tieres, für das die wissenschaftliche Bezeichnung (Caprovis Nahoore) sehr bezeichnend ist, kennen zu lernen.

Präparator Ketz am Stuttgarter Naturhistorischen Museum hatte in den letzten Jahren zwei Exemplare, die vollständig übereinstimmten in Gebirgsbildung und Färbung, für Schweizer Museen aus Petersburg zugesandt bekommen und dieselben in meisterhafter Weise naturalisiert, nach welchen die Abbildung in charakteristischer Auffassung aufgenommen ist.

Nach diesen repräsentiert sich der Nahoore als eine ebenso prachtvolle als interessante Erscheinung. In der Größe eines stattlichen Steinbocks mit prächtiger Wildziegenfärbung kann er seiner Leibesbeschaffenheit nach ebenso gut oder ebenso schlecht für eine Wildziege oder für ein Wildschaf gelten, richtig gesagt hält er genau die Mitte, ist also ein Ziegenhase. Kurz und stämmig gebaut, mit ziegenartigen Vordergliedern, dichtem, wollartigem Haarkleid, mittellangem, unten nachtem Schwanz, schwach angedeutetem Kinnbart, fehlender Thronengrube und kurzen, zugespitzten Ohren. Das merkwürdigste sind aber die Hörner, durch welche er am meisten seine Mittelstellung verrät.

Dieselben sitzen dicht aneinander an, im ersten Drittel steil vor- und seitwärts, dann wagrecht rückwärts, sanft abwärts und zuletzt wieder leicht auf- und einwärts, von dem Innern über die Oberseite erstreckt sich ein stark markierter Kamm, ebenso auf der hintern Seite, welcher aber schon in der Hälfte mit der Rückwärtsbiegung verschwindet. Ferner sind die Hörner nicht durch Runzeln wie bei den Schafen, sondern durch deutliche Jahresringe markiert und von heller Hornfarbe, im ganzen eine bei keiner bis jetzt bekannten Schaf- oder Ziegenart beobachteten Hornbildung.

Das Haarkleid besteht aus am ganzen Körper gleich dichten, silbergrau schimmernden Woll- und bläulichen, lang vorstehenden Grannenhaaren; Nasenrücken, Vorderseite des Halses, Brust, Vorderseite der Glieder, sowie ein Bauchleibensstreifen sind tief braunschwarz, ebenso das Schwanzende, Stirn- und Gesicht-

haare gelblich-weiß, Längsseite des Halses, Innenleite der Beine, Bauch, Hinterhaken, sowie der scharfbekrante Schwanzstiel rein silberweiß. Da vorstehende Farbe dem Winterkleid gilt, darf angenommen werden, daß im Sommer mehr die rötliche Farbe des Grannenhaares zur Geltung kommt.

Die Lebensweise dieses interessanten Tieres ist wohl dieselbe wie aller Wildschafe, respektive Wildziegen, es lebt in Tibet und Nepal nur in den höchsten Gebirgsregionen bis zu 5000 Meter.

Albert Ruhl.

Die Water-Street in Georgetown (Demerara).

(Bild S. 65.)

Im Anschluß an die unseren Lesern im vorletzten Hefte gebrachten Schilderungen aus Britisch-Guayana führen wir sie heute nach der Hauptverkehrsader der lauten, geschäftigen Stadt Georgetown, der Wasserstraße (Water-Street).

Unser Bild zeigt dieselbe mit ihrem außerordentlich belebten Treiben. Sie ist die wichtigste Geschäfts- und Verkehrsstraße von Georgetown, denn in ihr befinden sich die zahlreichen Warenmagazine der englischen, portugiesischen, holländischen und anderen fremden Kaufleute. Im Gegenjage zu den beiden übrigen großen Straßen der Stadt, der Main-Street (Hauptstraße) und Camp-Street, welche in ihrer Mitte einen breiten Wassergraben haben, bedeckt mit der herrlich blühenden Victoria Regia und anderen köstlichen Wasserblumen, ist die Water-Street durchweg asphaltiert und sogar mit einem Schienenstrang versehen, welcher die großen Magazine und Speicher mit dem Güterbahnhof vor der Stadt und dem Landungsquai in Verbindung setzt. Es ist ein recht lebhaftes Straßenbild, welches sich unseren Blicken darbietet. Ganz rechts geht ein dunkelbronzefarbiger Hindu, kenntlich an seinem weißen, turbanartigen Kopftuche, mit seiner Frau, die er sich jedenfalls aus seiner schönen Heimat mitgebracht. Zwischen diesem Paare und dem Negerburischen, der seinen gefüllten Tragkorb an einen Stod gebunden hat, dessen unteres Ende an einem Rade befestigt ist, geht eine stattliche schwarze Lady über die Straße, die weißen Röcke hoch aufschwügend, um sie nicht mit dem Staub, der ziemlich tief sein mag, in Berührung zu bringen, auf dem Kopfe über dem um denselben gewundenen Tuche einen breitrandigen Strohhut tragend. Auch eine europäische Dame geht mit ihrer Tochter über die Straße, dicht bei einem Eingeborenen Vorderindiens, einem Kuli, vorüber, dessen ganze Bekleidung aus einem schmalen, um die Lenden geschlungenen Streifen Zeug besteht. Links an der Ecke steht ein Konstabler von der schwarzen Polizeimannschaft, von dem weißen Käppi mit dem Kadentuche zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen, bis zu den langen Beinleidern ganz weiß gekleidet. Der hohe hölzerne Turm im Hintergrunde bildet die Ecke des Turmhotels.

Die jährliche Ausfuhr von Britisch-Guayana beträgt wohl etwa zwei und eine halbe Million Pfund Sterling und besteht hauptsächlich aus Zucker, Rum, Melasse, Bauholz, Dackspinneln, Kofosnüssen, Kaffee, Öl und einigen anderen tropischen Produkten. Früher wurde in Demerara auch Baumwolle angebaut, seit einigen Jahren indes nicht mehr.

Wie Dies und Jenes entstanden ist.*

Kleine Beiträge zur Geschichte unserer Gebräuche und Gebrauchsgegenstände.

In bunter Reihe mitgeteilt von

H. von Remagen.

(Alle Rechte vorbehalten.)

VI. Zur Geschichte des Fracks.

Es wird meistens angenommen, daß der Frack in Form und Namen französischen Ursprungs sei. Dem ist aber nicht so, der Frack ist vielmehr ein echtes preussisches Soldatenkleid.

Noch während des dreißigjährigen Krieges war das alte deutsche Wams in ganz Mitteleuropa die allgemeine Tracht aller Stände mit Ausnahme der niederen Bevölkerung, welche glatte, wie ein Sack bis ans Knie herabhängende Mäntel trug. Von da an machten sich aber französische Einflüsse geltend, es kamen die sogenannten Surtrouts auf, welche das Wams auf die Länge der Schenkel zurückdrängten, bis schließlich die Surtrout oder Oberrock bei allen Heeren als Uniformstück eingeführt ward. Sowie dies aber geschehen war, nahmen zuerst die französischen Offiziere Veränderungen damit vor, der Rock erhielt zwar keine Länge bis fast zum Knöchel herab, man gab ihm aber Taille, er mußte sich dem Oberkörper anschließen und wurde nun sowohl im Militär als wie im Zivil ein „Juste au corps“ genannt. In Deutschland ahmte man die Mode nach, doch wurde es bei der Keiterei Sitte, die langen Rockschöße dadurch rechtgerecht zu machen, daß man die Zipfel nach außen umklappte und sie hinten mit Haken befestigte. Nun war es in den Jahren 1718 bis 1720, als die Offiziere des in Potsdam liegenden Dragonerregiments den damals regierenden König Friedrich Wilhelm I., Vater Friedrich des Großen, um die Erlaubnis baten, die aufgeschlagenen Schöße ihrer langen blauen Röcke mit rotem Tuch auszufüttern und als ständige Uniform tragen zu dürfen, und nicht nur genehmigte der König das Gesuch, sondern es gefiel ihm auch die Neuierung selbst so gut, daß er sie in der ganzen Armee einführen und damit das Zeichen zur Nachahmung in allen europäischen Heeren gab. Aber auch den Modehelden in Zivil gefiel die Sache, man sah jetzt Röcke in allen Stoffen und Farben mit bunten Umschlagen, und es wurde ein solcher Rock zuerst ein Fractus (Umgebrodener) genannt, bis er durch die verbessernde Schere der Pariser Schneider als französischer Frack nach Deutschland zurückgebracht ward, jedoch seiner kostspieligen Erfordernisse wegen über sechzig Jahre lang nur das betrefte

Hof- und Gala Kleid der Vornehmen blieb, bis ihm unerwarteterweise die französische Revolution das allgemeine Bürgerrecht verlieh. Es waren nämlich, wohl nicht ohne demonstrative Absichten, in der Versammlung der Notabeln 1787 sämtliche Abgeordnete des dritten Standes im schmutzigen Frack erschienen, und da sie es waren, welche auf die Abschaffung aller Privilegien drangen, so wurde dadurch der einfache Frack ein Zeichen der Freisinnigkeit und unter der Schreckensherrschaft sogar das einzige, den gebildeten Ständen gestattete Kleidungsstück.

Zwar verjagte später das Direktorium den alten Galafrack wieder einzuführen, es drang aber damit nicht durch, es wurde vielmehr der Frack, da er als Uniformstück überall bereits eingeführt war, von jetzt an die allgemeine europäische Staats- und Gesellschaftstracht, die auch ihre unbedingte Herrschaft über vierzig Jahre hindurch behauptete, bis zwei Ereignisse eintraten, welche die Weltstellung des Fracks erschütterten und mit fortschreitend destruktiver Tendenz schließlich seine ganze Existenzberechtigung bedrohten. Zuerst waren es die Kilmagen, noch erfolgreicher die Dampfschiffe und am allererfolgreichsten die Eisenbahnen, welche sich mit dem Frack nicht vertrugen, sie wiesen seine Unzweckmäßigkeit und Entbehrlichkeit nach und erzeigten ihn durch den kurzen Gehrock, welcher auch die sozialen Funktionen des Fracks zugleich mit übernahm. Und fast noch härter war der Schicksalsschlag, der das gesellschaftliche Ansehen des Fracks durch Einführung des Waffentrodes traf, so daß er jetzt von einer Position zur andern zurückgedrängt worden ist.

VII. Zur Geschichte der Annoncen.

Das Anzeigewesen in den Zeitungen ist viel neueren Ursprungs als die Zeitungen selbst. Eine der ersten, wenn nicht die erste Anzeige, die je in einer englischen Zeitung gedruckt wurde, betrifft ein Heldengedicht: „Irenodia Gratulatoria“, bei Gelegenheit der Siege Cromwells in Irland. Vor wenig mehr als zweihundert Jahren war die Annonce fast noch gar nicht bekannt. Erst unter der Republik und unter der Regierung Karls II. beginnt, was England anlangt, der jetzt so mächtig gemordene Strom in einzelnen Tropfen zu fließen. Die ersten Annoncen sind Buchhändleranzeigen und Steckbriefe. In der Septembernummer des „Mercurius Politicus“ von 1569 wird neben „Mark des Evangeliums“ und „Einige Seufzer aus der Hölle oder das Aechzen einer verdammten Seele“ eine Flugschrift von J. Milton über geistliche Zehnten, Kirchengelder und Entnahmen der Geistlichkeit angezeigt, und gleich hinterdrein folgt ein Steckbrief nach einem davonengelassenen Lehrling, der sehr gründlich von seinem podennarbigem Gesicht an bis zu seinem „grauen, mit grünen und anderen Bändern besetzten Anjuge, seinem schwarzen Hut und zimmebraunen Mantel“ beschrieben wird. Ueberhaupt enthält fast jeder Steckbrief das Wortmal „podennarbig“. Am 28. Juni 1660 sucht Se. Majestät selbst durch die Zeitung einen verlorenen Hund. Eine zweite Anzeige, welche demselben Hunde gilt, sieht nach ihrem spöttischen Wortlaut aus, als wäre sie von dem lustigen Monarchen selbst geschrieben, denn sie besagt, daß der Hund „Se. Majestät eigener Hund und jedenfalls geföhlen worden ist, denn der Hund ist nicht in England geboren oder aufgewachsen, er würde sonst seinen Herrn nie verlassen haben“, daran knüpft sich eine Ermahnung, welche folgendermaßen lautet: „Wird man nie aufhören, Se. Majestät zu befehlen? Wollt sie nicht einen Hund halten? Die Stelle dieses Hundes, obgleich besser als viele sich einbilden, ist die einzige, um welche niemand den König bittet“. Auch patentierte Arzneien werden frühzeitig angekündigt: berühmte Pastillen oder Brustmittel, konzeptionsfähige Zahnpulver und kleine Beutel, um sie den Kindern „zum Schutz vor der englischen Krankheit“ um den Hals zu hängen. Im Mai 1664 kündigt der König an, daß er nur in diesem Monat Kropfleidenende durch seine wunderthätige Berührung heilen und dann bis nächste Michaelis aussetzen werde, „damit unterdessen die Leute nicht nach London kommen und ihre Arbeitszeit verlieren“. Später werden Regerknaben zum Verkauf ausgeschoben oder sind davonengelassen. Auch das Bestreben, durch ungewöhnliche Form die Annonce wirksam zu machen, findet sich früh. Der Auktionator Georg Robins schildert mit dem Schwunge orientalischer Phantasie die Reize der Befügungen, die unter seinen Hammer kommen, und ist offenerherz genug, einzugehen, daß ein Edelstein, den er zu verkaufen hat, an zwei schweren Mängeln leidet, die nicht zu bejagen sind: an einer Streu von Rosenblättern, welche kein Wesen wegklopfen kann, und an einem Getöse von Nachtigallen, das fortwährend aus dem Busch erklingt. Ihm nahe kommen die Kleiderhändler Moses und Sohn, welche zur Empfehlung ihrer Ware ganze versifizierte (!) Romane erzählen.

Wirkung des Regens, des Taues und des Besprengens auf die Pflanzen.

Professor Dr. Julius Wiesner hat interessante Versuche gemacht, welche beweisen, daß abgeschnittene Blätter ins Wasser getaucht, schneller welken und vertrocknen, als unbeneget gebliebene, obwohl sie oft 10 bis 20 Prozent mehr Wasser während des Untertauchens aufgenommen haben. Läßt man ein untergetauchtes Blatt an der Pflanze stehen, dann bleibt es nur frisch, wenn der Boden die gehörige Feuchtigkeit hat, im andern Falle wird es wegen zu großer Wasserverdunstung (Transpiration) eher welken. Ein Besprengen der über der Erde befindlichen Pflanzenteile wird nur dann nützlich sein, wenn auch der Boden genügend feucht gehalten wird, in diesem Fall kommt der Pflanze die Boden-nahrung in vermehrter Menge zu. Von den Blattoberflächen wird die untere mehr Wasser aufnehmen als die obere. Bei Taufall wird die Transpiration stark zurückgehalten und nach dem Verschwinden des Taumwassers nimmt die Verdunstung und Saftbewegung zu und wirkt alsdann günstig, wenn der Boden nicht zu trocken ist. Günstiger wirkt der Regen, weil er Blätter und Boden zu gleicher Zeit feucht erhält; die vermehrte Transpiration der Blätter wird durch die vermehrte Saftbewegung ersetzt. Die vorteilhafte Wirkung des Regens erkennt man am deutlichsten bei welkenden Pflanzen.

* Fortsetzung aus Heft 26, Jahrgang 1888.



Kosakenkünste.

Am 18. Mai 1887 wurde der jetzt neunzehnjährige russische Thronfolger Nikolaus unter großen Festlichkeiten in Nowo-Tscherkassk feierlich zum obersten Hetman der Kosaken ernannt, jenes berühmten Reitervolkes, dessen erstaunliche und über- raschende Kunststücke zu Pferde fast an das Unglaubliche grenzen. Bei dieser Gelegenheit führten sie am Schluß der



Nikolai Alexandrowitsch, Großfürst-Thronfolger von Rußland, Hetman der Kosaken.



im Lager zu Krasnojarsk, wo ihr auch Gelegenheit geboten wurde, in Verbindung mit ihren übrigen Stammesbrüdern ihre Kunstfertigkeit im Reiten zu beweisen. Diese stolze Elite- truppe besteht aus nordkaukasischen Kosaken, und zwar werden die schönsten und kräftigsten Leute, sechshundert an Zahl, dazu ausgesucht. Von Kind auf sind sie Soldat und haben schon zu Hause ihr eigenes Pferd und eigene Rüstung. Drei Jahre dienen sie in dem Convoi, dann gehen sie auf drei Jahre



Festlichkeiten eine sogenannte Dschigittoska aus, eine Art Fantasia, in der sie in den schwierigsten Produktionen ihre fabelhafte Ge- wandtheit zeigten. In ähnlicher Weise war auch eine solche Dschigittoska bei dem jetzigen Besuch unseres Kaisers Wilhelm am Peters- burger Hofe in Aussicht genommen. Sie sollte am ersten Tage seiner Anwesenheit in Peterhof stattfinden, wurde aber dann ab- gestellt. Der kaiserlich russische Garde-Convoi oder Leib- Eskorte, die sie ausführen sollte, nahm dann teil an dem großen Manöver



nach der Heimat, um Ackerbau und Viehzucht zu betreiben, und nach Ablauf dieser Zeit kehren sie auf drei Jahre zur Truppe zurück. Sie begleiten den russischen Herrscher überall hin und besitzen sein unbedingtes Vertrauen. Die übrigen Kosaken sind nach ihrer Stammesangehörigkeit in verschiedene Regimenter eingeteilt. Von den Evolutionen, die sie alle meisterhaft ausführten, erhält man eine lebhaft und anschauliche Vorstellung durch unser Bild, welches auch den jugendlichen russischen Thronfolger als obersten Hetman zeigt.



Kosakenkünste. Nach Skizzen von G. von Wahl.



Heimwärts. Originalzeichnung von J. R. Wehle. (S. 59.)

Wer ist sie?

Roman

von

Hans Wachenhusen.



7. Eine polizeiliche Requisition.

Erna fand während der Nacht keinen Schlaf. Norbert war am Abend nicht mehr gekommen. Sie fühlte sich so nervös, daß sie sich mehrmals erhob, wenn es ihr war, als höre sie Tritte auf dem Gartenkies, und zum erstenmale war es ihr ein unheimliches Gefühl, die Fremde im Hause zu wissen.

Aber als allmählich der Morgen zu dämmern begann, kamen ihr mildere Gedanken. Norbert zürnte ihr jedenfalls; sie war vielleicht zu schroff gegen ihn gewesen, und Ellen — sie that ihr leid; auch gegen sie hatte sie sich unfreundlich benommen. Ellen hatte doch wirklich nie die geringste Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben; vielleicht trug Norbert die Schuld allein. Und mit welcher Bescheidenheit hatte sie gestern Abend doch alles über sich ergehen lassen!

Sie fand die junge Witwe nicht im Garten an ihrem gewohnten Platz in der Weinlaube und ließ sie also durch die Mogd fragen, ob sie ihren Besuch annehmen wolle.

Ellen stand bereits in demselben Reifselbde, in welchem sie das Haus betreten, inmitten des Zimmers. Alles war in demselben wie gestern, nichts lag umher, was ihr gehörte. Sie empfing Erna mit einem trüben Lächeln. Sie zürnte also nicht, aber sie reichte der Eintretenden auch nicht die Hand, während sie eben beschäftigt war, den langen Handschuh über ihren Arm zu ziehen. Schweigend und mit ihrer gewohnten Anmut deutete sie auf einen Stuhl und setzte sich auf den am Fenster.

„Mistress Fenland,“ begann Erna nicht ohne einige Verlegenheit, „ich war gestern wohl etwas unfreundlich gegen Sie; verzeihen Sie es um der Stimmung willen, die in unser Haus eingezogen.“

Ellen hörte sie mit demselben verbindlichen Lächeln an, aber sie schaute nicht auf. Was ihr Erna in Bezug auf Norbert gesagt, machte sie beschämt, indes sie zeigte den Taft, keine Rechtfertigung zu suchen.

„Wiß Erna,“ sagte sie, „ich fühle, daß ich lästig in diesem Hause geworden bin, das ich nie hätte verlassen mögen, wenn es mir gestattet wäre! Ich bitte um Ihre Gattfreundschaft nur für wenige Tage noch, während welcher ich Ihnen nicht unbequem sein werde. — Was Mister Norbert betrifft, darf ich offen zu Ihnen sprechen: ja, ich liebe Ihren Bruder!“ — Sie sagte das mit gedämpfter Stimme und recht traurig; ihre Lippen zuckten sich. „Ich will Ihnen sogar gestehen, daß ich seinetwegen selbst schon an meine Abreise dachte, die jetzt auch ohne Ihren Wunsch durch Verhältnisse mir geboten wird. Ich danke Ihnen für die glückliche Zeit, die unter Ihrem Dache zu leben mir vergönnt war.“

Erna sah, wie ihre Wimpern sich feuchteten, wie sie das Licht des Fensters vermied, um dies zu verbergen. Ellen überraschte sie inzwischen, indem sie sich schnell erhob. „Wir Amerikanerinnen sind wohl anders, als man in Deutschland gewohnt ist, aber wir sind nicht undankbar! Kummern Sie sich nicht um das, was ich thun werde während dieser wenigen Tage; ich wünsche von Ihnen unbemerkt zu sein, und wenn ich Ihnen Adieu gesagt haben werde, seien Sie überzeugt, daß mir dieses Haus unvergesslich bleiben wird.“

Sie stand, während sie sprach, bereits an der Thür und mit einer ersten Verneigung war sie hinaus. Erna blieb betroffen zurück.

„Sie ist doch ein gutes Geschöpf! Und so allein in der Welt! — Was sie nur gestern gehabt haben mag! Ich kann mir nicht denken, daß Norbert dazu in irgend welcher Beziehung... Es wird doch sehr still hier werden, wenn sie fort ist; aber es muß ja sein! Hier würde kein Raum mehr für sie bleiben, wenn —“ Sie blickte Ellen durch das Fenster nach, wie diese mit eiligen Schritten den Weg zur Stadt nahm. „Hätte nur Norbert endlich Nachricht von seinem Freund! Wir klammern uns da an eine vielleicht trügerische Hoffnung!“ — Ihr ward es so eng ums Herz; sie schlich in ihr Zimmer, um der Mutter nicht zu begegnen.

Zwei Tage verstrichen wieder. Norbert kam wohl, aber er war finster, zerstreut, vermied auch, mit der Schwester zu sprechen. Er wagte nicht, nach Mistress Fenland zu fragen, und kehrte nach kurzer Abwesenheit wieder in die Stadt zurück. Der alte Baron hielt sich meist in seinem Zimmer oder er machte stundenlange Promenaden.

Ellens Benehmen war inzwischen ein recht beunruhigendes. Immer in dem schlichten Reifselbde, verließ sie morgens das Haus, kehrte erst am Abend zurück und sah niemand.

Am dritten Tage früh morgens, als Ellen eben wieder das Haus verlassen hatte, ohne das ihr im Zimmer servirte Frühstück zu berühren, geriet das ganze Haus in Alarm.

Ein Polizeikommissär in Zivil war im Garten erschienen, höflich meldend, er habe Ordre, auf Requisition der Polizeibehörde in Köln eine junge Amerikanerin nach dort zu führen, die sich in diesem Hause aufhalten solle.

Erna ward leichenblau. Auch das also sollte ihnen noch beschieden sein! Der Vater hatte bereits seine Promenade angetreten, Norbert war nicht da, die Mutter oben in den Zimmern beschäftigt. In ihrer Ratlosigkeit wagte sie nicht, die Gesuche zu verleugnen; auf ihre Frage aber, weshalb man nach ihr forsche, hatte der Beamte keine andere Auskunft als seine Ordre; sie gestand ihm also, daß Ellen soeben erst den Weg zum Ufer eingeschlagen.

Salutirend entfernte sich der Beamte und Erna blickte, an allen Gliedern zitternd, ihm nach. Was konnte Ellen verbrochen haben, daß sogar die Sicherheitsbehörde auf sie sahnete! Aber ihre Ahnung war ja bestätigt, daß es nicht richtig mit dieser Fremden sei, und der arme Norbert hatte sich verleiten lassen! — Die Mutter sollte es jedenfalls erst am Abend erfahren, wenn Norbert kam; vielleicht war ein Mißgriff geschehen, denn so hatte diese Fremde sich unmöglich verstellen können. Erna verbrachte einen Tag der qualvollsten Unruhe.

Aber es schien, als habe der Himmel sie für diese entschädigen wollen. Norbert erschien gegen Abend atemlos vor Freude. Er hatte seinen Groll gegen die Schwester vergessen, packte sie an beiden Armen und tanzte mit ihr in der Veranda herum, daß die Stühle umher flogen.

„Mein Freund hat uns nicht im Stiche gelassen?“ rief er jubelnd. „Herbert hat den Wechsel des Vaters soeben von mir bezahlt bekommen! Es ist sogar noch übrig für die anderen Schulden! Bankier Mayer ließ mir vor einer Stunde sagen, es seien durch einen Korrespondenten von ihm fünftausend Thaler für mich angewiesen! Alle Sorgen sind also verschwunden! Wo ist der Vater — die Mutter! Sie müssen sogleich erfahren!“ Er sprang ins Haus und rief durch dasselbe, daß es schalte.

Erna stand wie betäubt; sie faltete die Hände über dem freudig pochenden Herzen.

„Gott sei gelobt!“ flüsterte sie mit zitternden Lippen, dann trocknete sie zwei Thränen zwischen den Wimpern.

Als die erste Freude sich gelegt hatte, war auch der Abend schon herabgesunken. Der Baron saß zum erstenmale mit ruhigem Herzen wieder bei seiner Familie. Aber Norbert war desto unruhiger geworden, denn er blickte so vermissend ins Haus und in den Garten, und auch die Schwester war es nicht minder. Sie erhob sich endlich, winkte Norbert und führte ihn in den Garten.

„Norbert,“ sagte sie, „es ist etwas vorgefallen, was für uns sehr unangenehm! Du wirst aber daraus erkennen, wie recht ich hatte, als ich Dich vor einer gewissen Person warnte. Um mich kurz zu fassen: Ein Polizeibeamter suchte heute morgen Mistress Fenland auf Veranlassung der Kölner Polizeibehörde und wahrscheinlich ist sie von ihm dahin abgeführt worden, denn sie ist noch nicht zurückgekehrt. Erinnerst Du Dich jetzt Deiner Begegnung mit ihr in Köln? Man wird sie dort erkannt, gesucht und bei uns gefunden haben! Wenn der Vater davon hört, wird ein kompromittirender Vorfall für ihn, für uns alle!“

Norbert stand sprachlos und starrte sie an.

„Es ist unmöglich!“ rief er außer sich.

„Gesteh, Du warst schon weiter mit ihr, als Du wahr haben wolltest!“

Norbert blieb die Antwort schuldig.

„Es kann nicht sein. Eine Verwechslung, wie sie schon öfter vorgekommen!“ rief er, die Hände ballend.

„So würde sie doch schon zurück sein! Der ganze Tag ist darüber vergangen!“

Norbert blieb im Garten, als Erna ihn verlassen. Brütend saß er auf einer Bank. Die Sache war ihm unsagbar! Ja, er hatte Mistress Fenland in letzter Zeit mehrmals auf der Morgenpromenade gesucht; er liebte sie; er glaubte in ihr ein so edel denkendes Wesen erkannt zu haben, und sie hatte ihm verraten — freilich in ihrer scherzenden, drolligen Weise — daß sie ihn liebe. Und jetzt dies!

„Unmöglich!“ schrie er, aufspringend. „Morgen mit Tagesanbruch bin ich drüben, und alles wird sich aufklären!“ Er überließ es der Schwester, die Eltern zu benachrichtigen, und rannte durch die Hinterpforte zur Stadt, um dort noch irgend einen Beamten der Behörde aufzusuchen, der ihm, da er seit kurzem in der Kriminalabteilung des Landgerichts beschäftigt, Rede stehen mußte.

Aber er hörte nur die Bestätigung dessen, was die Schwester ihm gesagt, nichts weiter.

Am andern Morgen nach einer schlaflosen Nacht eilte er nach Köln. Auch dort dieselbe Bestätigung! Man verweigerte ihm weitere Auskunft und gab ihm nur zu verstehen, es sei die größte Stille und Diskretion beobachtet worden und die letztere verbiete auch jede weitere mündliche Auslassung darüber.

Trostlos kehrte er zurück. Was in aller Welt konnte einem jungen Weibe von ihrem kindlich frohen Temperament, von ihrem nach seiner Ueberzeugung tadellosen Charakter vorgeworfen werden! Auch sein eben erst wieder erwachter Jugendmut war gebeugt. Er dachte an sie, als er abends sich in die Gaidblattlaube setzte, die ihr Lieb-

lingsplätzchen gewesen, er machte sich hundert Vorstellungen, die er alle wieder verwarf, und kein Zeichen kam von ihr für ihn, für die Familie, denn Erna hatte sich geschämt, ihm zu sagen, was zwischen ihr und der Aermsten vor ihrem Verschwinden noch vorgefallen.

Er schlich sich in das Zimmer, das jetzt so verödet, und saß wohl eine Stunde da, weil der Sonntag ihm hiezu Muße gab. Dann trat er in ihr Schlafgemach und hier stand er, freudig erschreckend.

Ihr Gepäc, sorgfältig verschlossen, war noch da! Aber seine Stirn verfinsterte sich wieder — was konnte man mit der Aermsten gemacht haben, daß man sie ohne ihre Effekten ließ! Er öffnete den Schrank, und da hing noch ihr Reisemantel! — Aber im Grunde war das ja ein glücklicher Umstand! Kam man, um ihr Gepäc abzuholen, so wollte er ihm folgen, er mußte dadurch auf ihre Spur geführt werden.

Doch auch die Hoffnung täuschte. Mehrere Tage verstrichen, niemand meldete sich! Was war mit ihr geschehen?

Da endlich kam ein Brief an den Baron, dessen Couvert eine amtliche Mitteilung vermuten ließ. Aber was er enthielt, war nur ein neuer Schlag für die Familie. Das Schweizerhaus war mit dem ganzen großen daran stoßenden sich weit zum Rhein hinabstreckenden Wein- und Gartengelände von den Erben desselben verkauft worden und Herrn von Brünig's Vertrag lautete dahin, daß er in solchem Falle nach einer vierzehntägigen Frist das Haus zu räumen habe.

Er wollte fortziehen, einen wohlfeileren Wohnort suchen, sagte verdrossen der alte Baron. Es leide ihn ohnehin nicht mehr hier, wo man sich von seinen Schulden mehr erzähle, als wahr gewesen sei, und dieser letzte Vorfall habe ihm den Ort vollends verleidet.

Norbert hörte das in seiner nervösen Stimmung, die seine Gedanken nur mit der Verschwindenen beschäftigte. Für ihn war das Häuschen ja auch verödet. Er hatte einen Plan nach dem andern entworfen und hatte eine Familienangelegenheit vorgeschützt, um auf einige Tage beurlaubt zu werden.

„Ich will sie finden!“ flüsterte Erna, „als er in die Stadt zurückkehrte. Der Sache liegt irgend ein Geheimnis zu Grunde. Ellen ist nicht schlecht, andere werden es gegen sie sein!“ Er schrieb der Mutter in wenigen Zeilen, sein Dienst rufe ihn für einige Tage nach auswärts, man solle sich nicht um ihn kümmern.

„Ich kann's mir denken,“ seufzte Erna. „Der Aermste geht im Dienst seines Herzens! Besser wär's, er vergäbe sie, denn irgend etwas hat sie sich gewiß zu Schulden kommen lassen. Sie fühlte sich nicht mehr sicher bei uns und erwartete oder fürchtete, was endlich doch eingetroffen! Ich wage ja nicht mehr, einen Fuß in die Stadt zu setzen, um nicht nach der Gefährtin meiner Spaziergänge gefragt zu werden, seit die Zeitung so geheimnisvoll von der Verhaftung einer jungen fremden Dame erzählt hat, in der man nur sie vermuten kann!“ — Und was soll's werden, wenn Norbert sie wirklich findet? Ist sie eine Abenteuerin, so wird sie ihre Gewalt über ihn mißbrauchen, und er wird schwach genug sein — Nein, nein, uns darf sie nach dem Geschehenen nicht mehr ins Haus kommen!“

Inzwischen hatte, wie namentlich Erna gefürchtet, das Verschwinden der interessanten Amerikanerin in der Stadt zu den bösesten Gerüchten Anlaß gegeben.

Eine Abenteuerin der schlimmsten Sorte hatte der arme Brünig, genötigt durch seine Geldverlegenheit, in sein Haus aufgenommen, in welchem sonst nur ein auserlesener Kreis der guten Gesellschaft verkehrte; ein junges Weib, nach dessen Herkunft und Qualität er gar nicht gefragt! „Die arme Erna!“ hieß es; „sie am meisten ist kompromittirt, da sie sich stets mit der Fremden gezeigt; mußte ihr auch dies noch widerfahren! Und der arme Brünig, dem das Dach über dem Haupt verkauft worden!“ So bedauerte man auch, er fehle schon an dem Stammtisch im Weinhaus, um nicht jedem Rede zu stehen, und denke ernstlich an Wegzug.

Dem armen alten Herrn war der Ort in der That so verleidet, daß er sich nicht mehr blicken ließ. Da aber erhielt er eines Morgens vom Bürgermeisteramt eine schriftliche Ladung wegen des Hauses, aus der er nicht klug werden konnte. Indes er ging, ohne den Seinen etwas zu sagen, denn es konnte ja wieder nur Unangenehmes sein.

In der Bürgermeisterei war ihm der Beamte noch viel unverständlicher, denn er teilte ihm mit, wie viel Steuern er fortan zu zahlen habe, seit das Landhaus durch Kauf in seinen Besitz übergegangen.

Brünig fragte unmutig, ob man ihn, der doch hier bekannt genug, etwa für einen andern halte; der Beamte legte ihm mehrere ausgefüllte Bogen vor, die ihm durch den städtischen Boten zugesandt werden sollten, und aus diesen las er, daß derselbe Bankier, durch welchen er von dem Fürsten, Norberts Freund, das bare Geld erhalten, den Erben des Hauses die verlangte Kaufsumme gezahlt und darnach dasselbe samt dem daranstoßenden großen Weingelände auf den Namen des Herrn von Brünig in das Stadtbuch habe eintragen lassen.

Kopfschütteln steckte er die Papiere ein und ging; er suchte draußen auf der Promenade ein stilles Plätzchen, las und las wieder und fand endlich die Ueberzeugung, daß ihm das Landhaus schuldenfrei gehöre. Jetzt erst suchte er seine Familie, um ihr das Unglaubliche mitzuteilen.

Es war Mittag und Norbert eben vom Gerichtshause gekommen. Er hatte seine Wohnung in der Stadt aufgegeben und Ellens Zimmer bezogen, und in diesem war's ihm, als empfinde er Ellens Atem noch; er schlummerte auf dem Kissen, auf welchem ihr liebliches Haupt geruht; alles hielt die Erinnerung an sie wach, eine so süße und traurige Erinnerung, denn in ihm stand es als Ueberzeugung, daß sie rein und schuldblos, mochte das Geheimnis, das ihre Person umgab, noch so unerklärlich sein.

Und eins war da vorhanden, was dasselbe endlich doch aufklären, ihn auf ihre Spur führen mußte. In dem Schlafgemach, dessen Fenster so traulich von dem grünen Nebengeranke beschattet, stand ja noch der Koffer, für ihn unantastbar wie ein Heiligtum, den niemand berühren durfte; und wenn er abends dasaß und beim Schein der Kerze auf diesen so sauber mit Messingbändern beschlagenen Gegenstand hinschaute, war's ihm, als rufe aus ihm eine Stimme verlangend nach ihr, ebenso klagend wie die seines Herzens.

„Norbert dear,“ so hatte auch er mit ihren Schriftzügen, für sein Auge deutlich erkennbar, in der Ecke eines der Löffelblätter gelesen; sie hatte hier an ihn gedacht und er wußte, daß sie auch jetzt noch seiner gedenke, wo sie immer sein möchte.

Seine Bemühungen, das Letztere zu erfahren, hatte er aufgeben müssen. Man hatte dieselben drüben auf dem andern Ufer entschieden abgewiesen und ihm erklärt, daß Rücksichten jede Auskunft untersagten, und so hoffte er auf dies eine noch, auf das Heiligtum, das er so sorgfältig bewachte.

„Da lies! Es gibt doch noch Freundschaft auf der Welt!“ rief ihm heute der Vater zu, ihm die Papiere reichend. „Ein echter Freund, der Fürst! Zwölftausend Thaler hat er für dies Anwesen gezahlt! Uns ist jetzt wenigstens das Dach über dem Kopf gesichert!“

Die Nachricht erregte natürlich die höchste Freude in der Familie, nur Erna blieb traurig, wie sie es jetzt immer war, und auch Norberts dankbare Anerkennung für die Hilfsbereitschaft des jungen Fürsten erstarrte vor einem starren Schreck, als er sein Zimmer betrat, denn Ellens Koffer war verschwunden.

Außer sich, bleich und kaum eines Wortes fähig, suchte er die Mutter. Erna begegnete ihm im Flur, aber mit kalter Ruhe nahm sie seine heftige Frage hin.

„Heute morgen — Du warst eben fort,“ antwortete sie gleichgültig, „fuhr eine ältliche Frau hier am Garten vor; sie brachte mir einen Zettel, darauf stand mit Blei geschrieben: ‚Ellen Fenland bittet, der Ueberbringerin ihre Effekten auszuhandeln zu wollen.‘ Sie verstand kein Wort Deutsch, und ich war natürlich froh, als der Kutscher die Sachen hinausbrachte, denn wer konnte wissen —“

Norberts Augen flammten entrüstet auf; der Ton, mit welchem die Schwester die letzten Worte sprach, und mehr noch der Gedanke, seiner letzten Hoffnung beraubt zu sein, beides brachte ihn außer sich. Er sagte ihr heftige Worte. Erna zuckte die Achsel; sie war einmal verbittert durch ihre eigene unglückliche Liebe, denn mit keinem Zeichen hatte Günther, seit der Vater ihn abberufen, ihr zu erkennen gegeben, daß er ihrer noch gedenke.

„Du bist schwach für diese Person!“ sagte sie verkehrt. „Ich dachte, wir hätten genug gelitten in der öffentlichen Meinung! Unser Haus ist verdröht, niemand von unseren Freunden setzt den Fuß mehr über unsere Schwelle, und was nützt es, daß wir diese Schwelle jetzt wirklich die unsrige nennen können?“

„So hat dies wenigstens ein Gutes!“ tröstete Norbert sich, als er mit gebeugten Armen am offenen Fenster seines Zimmers stand. „Ich bereute soeben, um meine Versekung gebeten zu haben; jetzt will ich sie, erwarte ich sie! Ich muß fort, hinaus! Nichts hält mich hier mehr; die Lieblosigkeit, mit der man von einer Schutzlosen, Unglücklichen spricht, verjagt mich von hier! Die Sorgen der Eltern sind gehoben, es ist Zeit, daß ich —“

Sein Blick fiel auf ein amtliches Schreiben, das auf seinem Tische lag. Mit unsicherer Hand griff er darnach, öffnete es, und ein Seufzer der Befriedigung entstieg seiner Brust. Sein Wunsch war erfüllt ein kurzer Urlaub, binnen welcher Zeit er seiner Versekung gewärtig sein sollte.

„Die amerikanischen Konsulate sollen mir helfen!“ rief er zufrieden. „Was nach Bezahlung von des Vaters drängendsten Verpflichtungen mir übrig geblieben, genügt mir! Das Haus ist ihm schuldenfrei übergeben, und zeigen sich neue Verlegenheiten, er wird sich selbst helfen können. Meine Pflicht als Sohn habe ich erfüllt; fort jetzt mit den Alten da! Vier Wochen der Freiheit; ich werde sie finden!“

8. Die geheimnisvolle Cousine.

Im Garten des Generals von Willroth, in einer süddeutschen Residenz, spielten sie Croquet — ihrer drei: die blondhaarige Tochter Claudine, deren lüchtes, gewelltes

Haar in so originellem Kontrast zu den kaffeebraunen, glänzenden Augen stand, ihr Bruder Günther, der junge Dragonerlieutenant, und dessen Schulfreund, der Referendar Collmar.

Die Sonne war eben hinter den Ulmen des Gartens niedergegangen. Claudine, ein Mädchen von etwas freiem, ledem, aber liebenswürdigem Wesen, hatte sich's leicht gemacht, denn der Referendar war ja Hausfreund. In dünnem hellem Sommerstoff, den der Abendwind beim Spiel um die graziosen Glieder schmiegte, setzte sie das zierliche Füßchen eben auf eine der Kugeln, drohte schelmisch dem gelben Windspiel, das derselben nachsprang, und warf, da sie eben gewonnen, den Hammer in den Kies. Das Mädchen in die Luft streckend, blickte sie überdrüssig in den Garten.

„Wie dumm, daß ich heute meinen Spazierritt nicht machen kann! Herr Collmar hätte mich begleiten können, wenn er sich in seinem Unterricht schon aus der Manège heraus wagen darf! Neugierig bin ich aber doch auf diesen Besuch!“ wandte sie sich zu dem Bruder, der sich eben eine Cigarette anzündete. „Hast Du eine Ahnung, wie sie aussieht?“

„Keine Idee!“ warf Günther gleichgültig hin. „Der Vater spricht ja nichts davon zu uns, so weit er selber weiß! Er ist überhaupt nicht erbaut davon! Eine Familienangelegenheit, die er für sich behält! Er ist jedesmal brummig, wenn er daran denkt.“

Claudine hatte sich in den Wiegenstuhl geworfen und setzte denselben unbefangen in schaukelnde Bewegung, die beiden Händchen im Nacken verschlingend. Der Referendar schob mit dem Fuß die Kugeln zusammen und schielte dabei heimlich auf die schönen runden Arme des Mädchens und die zierlichen Fußspitzen, über denen der Wind den Saum des Kleides lüftete.

„Wenn ich in der Familienangelegenheit mitreden darf,“ sagte er, ein frischer junger Mensch mit noch burchitosen Manieren, das braune Schnurrbartchen durch die Finger ziehend, „so stelle ich sie mir vor mit einem Keopjasegesicht, wie man es auf den englischen Stahlstichen sieht, und einem aufgeworfenen Näschen.“

Er unterbrach sich erröthend und wie abtittend blickte er auf Claudine, die laut auflachte.

„Sie wollen auf das meinige anspielen, Collmar!“ rief sie aus.

„Das ich stets bewundere, Fräulein Claudine.“

„Keine Albernheit!“ schmolte sie. „Ich bin ganz zufrieden damit! Ich wüßte nicht, was ich mit einer griechischen Nase in meinem Gesicht anfangen sollte!“

„Woher kommt sie denn eigentlich, die Erwartete?“ Der Referendar lehnte sich an eine kleine Traueresche ihr gegenüber. Er hatte das Bedürfnis, zu plaudern, um inzwischen sich an den anmutigen Konturen des Mädchens zu weiden.

„Niemand weiß es!“ fiel Günther ein, dem Windhündchen den Maulkorb vorlegend. „Der Vater machte stets ein Geheimnis aus seinem Verhältnis zu seinem Bruder. Nur so viel habe ich mir gereimt, daß er mit diesem früher uneins geworden. Als er vor einiger Zeit unter seinen Dienstjahren einen dicken Brief öffnete, der vom Ausland gekommen sein mußte, schickte er mich tief verstimmt aus dem Bureau fort; er kam ebenso verstimmt zu Tisch, sprach kein Wort und war tagelang schlechter Laune.“

„Ja, und gestern erst fiel's ihm ein, sich zu mir zu setzen und mir zu sagen: ‚Claudine, wir werden einen Gast bekommen; nur vorübergehend; er wird uns nicht lange belästigen. Es ist die Tochter meines kürzlich verstorbenen Bruders — frage nicht, wo er gestorben, Du wirst ja hören! — Obgleich wir vor vielen Jahren durch Ungleichheit unserer Charaktere und Verschiedenheit unserer Neigungen und Berufswege uns gänzlich fremd geworden, schickt er mir sein einziges Kind, mir auch, da er ohne jeden Familienanhang gestorben, die Ausföhrung seines letzten Willens übergebend. Die Sache hat mir während der letzten Zeit schon viel Verbrüß gemacht, doch ist dieser hoffentlich überwunden, und das Mädchen wird nur kurze Zeit hier verweilen. Nimm es also freundlich auf. — Damit ging er wieder, mir jede Frage abschneidend.“

Claudine wiegte sich, in ihre Gedanken versinkend, wieder in ihrem Stuhl.

„Und mir hat er kaum so viel gesagt!“ nahm Günther wieder das Wort. „Anstandshalber und auch aus Neugier muß ich heute zu Hause bleiben; der Vater hat Ordre gegeben, sie sofort in sein Arbeitszimmer zu föhren. Wenn mich nicht alles täuscht, kommt sie aus England; wenn sie also nicht Deutsch spricht, kann das eine sehr lebhaft Unterhaltung zwischen uns werden, und ich bin neugierig, in welcher Sprache sich der Vater mit ihr verständigen wird.“ Er warf seine Cigarre fort.

„Ich muß doch anstandshalber Toilette machen, obgleich es kaum lohnt, da ich den Abend dabei bleiben werde!“ Claudine erhob sich. „Lieber Collmar, Ihre Reitstunde ruft!“ setzte sie hinzu, ihr Kleid glättend.

„Und ich muß ins Bureau! Vielleicht höre und sehe ich von dort aus etwas! Bin doch neugierig auf die fremde Cousine!“

Günther nahm Collmars Arm und schritt mit ihm den Steig hinaus. Claudine suchte ihr Zimmer, ver-

broffen darüber, daß sie den Abend zu Hause bleiben solle um einer Person willen, die ihr schließlich doch sehr gleichgültig.

Inzwischen schritt Herr von Willroth, das Bild eines Reitergenerals, mit aufgekloppter Uniform unruhig und sporenklirrend in seinem großen nach dem Garten zu liegenden Arbeitszimmer hin und her, bald, durch die Bäume versteckt, auf die Gruppe in den Garten, bald nach der Sonne und immer wieder nach seiner Uhr blickend.

„Muß doch schon da sein, der Zug!“ brummte er, fuhr sich über den Schnurrbart, horchte, die großen, dunklen, von Falten umkränkelten Augen weit öffnend, und knöpfte endlich den Rock zu, als müßte jetzt die Zeit gekommen sein.

Der Diener trat ein und reichte ihm ein Schreiben. Es sei ein Herr mit einer Dame, die von der Bahn kämen, meldete er.

Willroth öffnete den Brief und blickte nur hinein als kenne er den Inhalt bereits. Dann richtete er sich auf, um eine würdevolle Haltung anzunehmen.

„Bin auch neugierig!“ brummte er vor sich. „Die Dame ins Empfangszimmer; den Herrn hier herein!“ befahl er und gleich darauf empfing er einen älteren Mann, der in dienstlicher Haltung, schweigend, nur auf den übergebenen Brief schauend, zu ihm trat. „Sie werden einer Erfrischung bedürfen,“ fuhr er in knappem Ton fort. „Der Diener ist schon unterrichtet, ich suche Sie nachher auf!“

„Zu Befehl, Herr General!“ Der Mann ging. Willroth gab seinem Gesicht vor dem Spiegel den entsprechenden Ausdruck, öffnete die Thür und schritt durch einige anstoßende Räume in das Empfangszimmer.

Hier sah er eine jugendliche Frauengestalt, die ihm regungslos entgegenblickte. Ihre einfache Kleidung machte auf ihn vorteilhaften Eindruck, doch die klugen Augen, die ihn durch den Schleier so unerschrocken anschauten, sie machten ihn etwas unsicher in seiner Haltung.

„Ich bitte!“ Er machte nach einer kurzen Verbeugung eine Geste, sie möge den Schleier lüften.

Sie gab nicht acht darauf; ihre Augen hafteten starr auf ihm, dem jetzt nichts übrig blieb, als auf den Sessel zu deuten.

Beide saßen einander gegenüber.

„Es geziemt mir, die Tochter meines seligen Bruders mit Du anzureden,“ begann er, die Hände auf die Kniee stützend, etwas unwillig über ihren Mangel an Folgsamkeit. „Ich würde Dich willkommen heißen haben, wenn Dein Eintritt hier unter besseren Umständen geschehen wäre. Die letzten Wünsche Deines Vaters sind Dir natürlich bekannt.“

Noch immer schwieg sie.

„Ich bitte nochmals, den Schleier zu entfernen!“ wiederholte er streng. „Ich will wenigstens sehen, wen ich vor mir habe.“

Mechanisch gehorchte sie und — Ellen Fenland sah vor ihm, dem so barsch gewordenen Herrn mit kalten Augen begebend. Und noch schwieg sie.

„Versteht Du die Sprache Deines Vaters nicht, so werde ich für einen Dolmetscher sorgen!“

Den General verdroß diese Insubordination, obgleich doch sein eigenes Töchterchen ihm längst über den Kopf gewachsen war.

„Ich verstehe sie!“ Ellens Antwort klang artiz, aber sie war gemessen.

„Gut, so bitte ich um Aufmerksamkeit und Antwort, wenn Du erwartest, in meinem Hause aufgenommen zu werden, bis den Wünschen Deines Vaters genügt ist; es wird auch von Dir abhängen, ob ich nur sein Testamentvollstrecker bleiben oder Dir mehr werden soll.“ Ellen hörte schweigend.

„Die testamentarischen Wünsche Deines Vaters sind Dir mitgeteilt worden, wie mir der Bevollmächtigte desselben in Chicago schrieb. Seinem Briefe nach warst Du mit dem Dampfer ‚Anna‘ nach Europa gereist; vergebens aber erwartete ich Deine Ankunft hier. Verboten Dir die Gesetze des Anstandes nicht, so allein in der Welt umher zu abenteueren? Mußt ich erst die rheinischen und holländischen Behörden aufbieten, nach Dir zu suchen, in der Beforgnis, daß Dir, nachdem Du das Schiff verließen, ein Unfall zugefallen?“

Sie blickte schweigend, mit geschlossenen Lippen ver sich nieder.

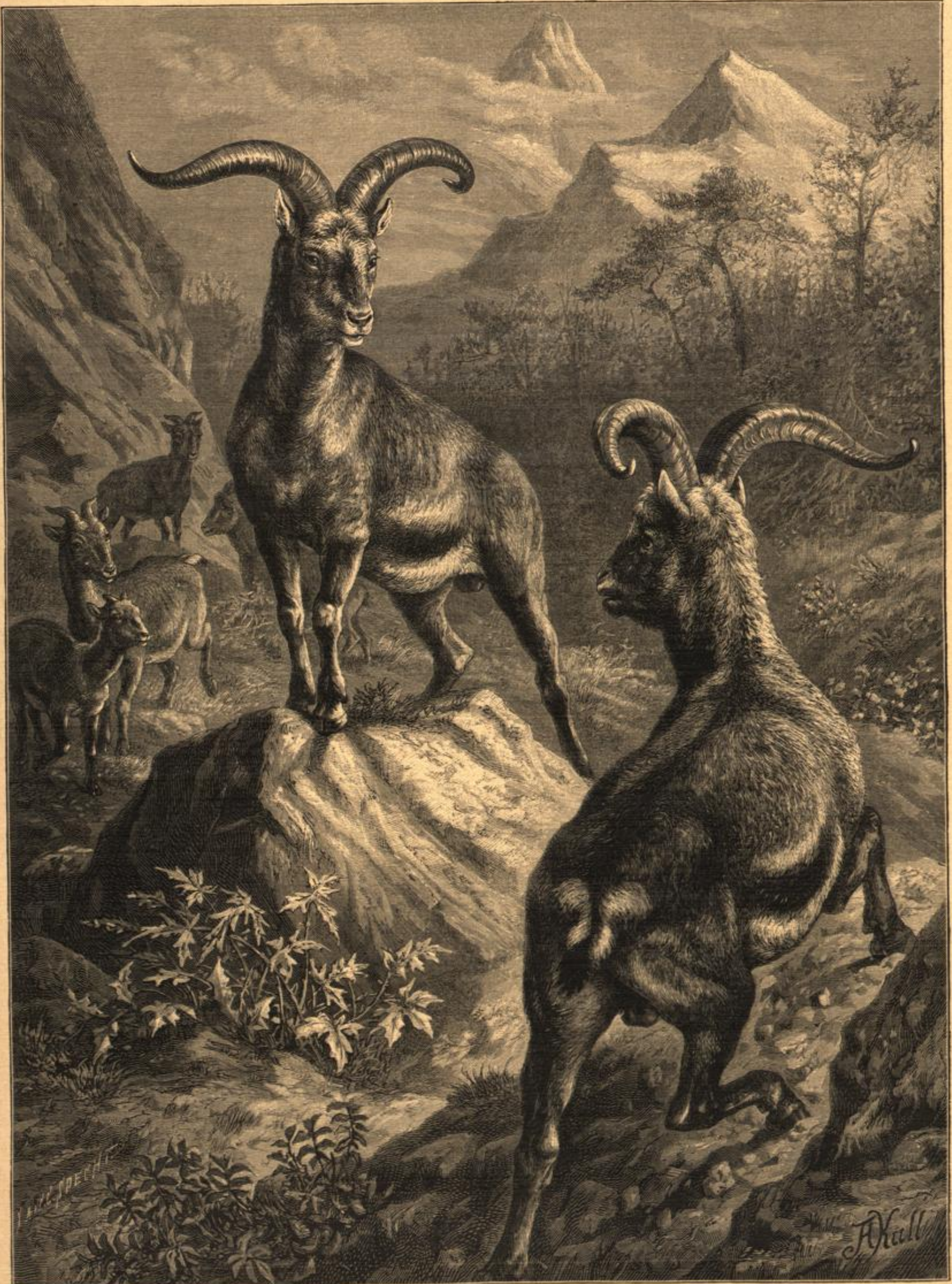
„Aus Rücksicht für Dich, für unsern Namen machte ich ein Geheimnis aus Deinem Venehmen, selbst gegen meine Familie,“ fuhr er, entrüstet über diese Verstocktheit, fort. „Wirst Du Dich entschließen, mir zu antworten, oder wird Dir unsere Sprache so schwer?“

Ellen schüttelte den Kopf, entschlossen, ihm nicht Rede zu stehen. Ihre Augen hafteten unwertwandt am Boden.

Zürnend sah er ihr jetzt scharf und lange ins Antlitz, zum erstenmale in ihren Zügen die seines verstorbenen Bruders suchend. Und wie das gewöhnlich: er fand sie, weil er sie suchte, wollte namentlich eine Ähnlichkeit mit seiner eigenen Tochter finden. Das aber gemahnte ihn zugleich an die geringe Autorität, die er auch über diese besaß.



Die Water-Street im Georgetown (Demerara). Zeichnung von H. Forestier. (S. 63.)



Ziegenhafte vom Himalaja. Originalzeichnung von H. Ruhl. (S. 63.)

„Wie Du voraussetzen darfst,“ fuhr er fort, „bin ich willens, diese Wünsche Deines seligen Vaters ins Werk zu setzen. Dein Versuch, Dich denselben zu entziehen, ist, wie Du siehst, ein vergeblicher gewesen. Du stehst fortan unter meiner Obhut; jeder fernere Versuch würde Dir nur Unangenehmes bereiten, denn unsere Gesellschaft liebt nicht die Selbstständigkeit unerfahrener Mädchen, die bei euch, wie ich mir sagen ließ, gebräuchlich sein soll.“ Er blickte sie an, verdrossen über die Unempfindlichkeit, mit der sie ihn anhörte, und erhob sich plötzlich. „Es scheint mir besser, alles übrige bis morgen zu lassen, wo Du hoffentlich in der Verfassung sein wirst, besser zu beherzigen, was ich Dir zu sagen habe, denn Du wirst von der Reise ermüdet sein. Meine Tochter mag sich bis dahin Deiner annehmen; sie wird Dich in Dein Zimmer führen. Wo hast Du Dein Gepäck?“

Die Frage schien Ellens Unmut zu steigern. Auch sie hatte sich erhoben, aber sie schwieg auch jetzt. Der General schellte dem Diener, gab diesem einen Wink und gleich darauf trat Claudine ein.

„Meine Tochter — Meine Nichte!“ stellte er unmutig beide einander vor.

Claudine stand einen Augenblick betroffen, die Fremde anschauend; dann flog ein Lächeln über ihr Gesicht; sie reichte Ellen die Hand.

„Sei mir willkommen!“ sagte sie in ihrer burschikosen, ungenierten Weise. Und dann, wieder mit demselben Lächeln sie, darauf auch den Vater anblickend, rief sie: „Ist's nicht merkwürdig, Papa? Jetzt gibt es zwei Stumpfnäsen im Hause, über die man sich mokieren wird! — Ellen, nicht wahr, so heißt Du?“ Sie ergriff die Hand derselben wieder. „Das muß doch gleich festgestellt werden!“ Sie legte ihren Arm in den Ellens und zog sie vor den Spiegel. „Wo hast Du die Nase her? — Aber gleichviel, unter diesem Zeichen werden wir uns verstehen! — Hast Du noch etwas mit Ellen zu sprechen, Papa?“ fragte sie diesen mit einer schnellen Wendung, die Hand derselben in der ihrigen behaltend.

Der General schüttelte, halb unwillig noch, den Kopf, und Claudine zog ihren Gast mit sich über den Korridor. Die Arme kreuzend maß er das Zimmer.

„Ich wußte ja, daß die sich verstehen würden!“ brummte er. „Ja so! Ich vergesse ja ganz den Mann, der auf mich wartet!“ Seine straffe militärische Haltung annehmend, schritt er in schlechtesten Laune, sporenklingend hinaus.

Claudine hatte inzwischen mit Spannung und Neugier ihren Gast die Treppe hinab in ihr zu ebener Erde gelegenes Zimmer geführt.

„Hier nimm Platz und laß uns plaudern!“ rief sie, Ellen auf den kleinen von Glycinen überraukten Balkon ziehend und sich ihr gegenüber setzend. „Du mußt mir viel erzählen, denn der Vater ist immer so verschlossen. Er hat uns von Dir nur sehr Oberflächliches gesagt; wir wissen nicht einmal, woher Du kommst! Also thu, als wärest Du zu Hause!“

Zu ihrem Verwundern ließ die Cousine auch sie auf die Antwort warten, als überlege sie erst, was sie sagen dürfe. Verstimmt blickte sie vor sich, und Claudine beobachtete ein unruhiges Farbenspiel in ihrem Antlitz.

„Ich habe nichts zu erzählen,“ sprach sie endlich. „Ich komme von Amerika.“

„So! Also daher! — Sonderbar, warum wir, mein Bruder und ich, das nicht erfahren sollten! Es ist von Deinem Vater, so lange ich denken kann, bei uns nicht die Rede gewesen. — Du wirst doch längere Zeit bei uns bleiben? Deine Mutter lebt also vermutlich auch nicht mehr?“

Ellen schüttelte den Kopf. Der lebhaften Claudine gefiel diese Schweigsamkeit nicht.

„Du bist vielleicht ermüdet von der Reise! Das hätte ich mir gleich denken können!“

Sie erhob sich. „Oder Du möchtest Toilette machen! Ist Dein Gepäck schon hier?“

Ellen geriet in neue Verlegenheit.

„Ich — weiß nicht, wo es ist! Ich kam hier an, wie ich bin!“

„So will ich Dir ausbilden! Wir sind so ziemlich von gleichem Wuchs! Komm, suche Dir aus in meiner Garderobe! Oder besser, ich thue es selbst und schicke Dir in Dein Zimmer, was Du brauchst! — Komm, ich führe Dich!“

Claudine hatte sich das Wesen dieser Cousine doch ganz anders gedacht. Wenn das so fortgehe, könne sie recht langweilig werden, meinte sie.

„Warte, ich will nur der Jungfer Bescheid sagen!“ Sie trat hinaus und Ellen stand da, in den Garten blickend, die herabhängenden Hände gefaltet.

Claudine's schnelle Rückkehr machte sie nervös zusammenfahren; sie wich ihrem Blick aus, als diese sie noch einmal recht neugierig betrachtete.

„Mein Bruder Günther wird Dich auch sehen wollen,“ hörte sie die Eintretende. „Aber erst komm und mach Dich in Ordnung! Die Jungfer wird mir melden, wann Du wieder zu sprechen sein wirst, denn Du sollst mir ja viel erzählen!“ Damit führte sie Ellen über den Korridor in das Fremdenzimmer.

Inzwischen war Günther über den Hof aus der

Stallung zurückgekehrt. Mit Interesse sah er, hinter dem grünen Zaun des Hofes stehend, die beiden Mädchen auf dem Balkon. Er sah, wie Claudine den Gast verließ, wie Ellen zerstreut und mit pochendem Herzen in den Garten schauend da stand.

„Ja, was heißt denn das?“ rief er überrascht, die Hand über die Augen legend. „Täuscht mich nicht eine frappante Ähnlichkeit, so ist das die junge amerikanische Witwe, die sich bei Brünigs einquartiert, als über deren Vermögensverhältnisse so traurige Gerüchte gingen, der Vater mir bei seinem Zorn befohl, mich zurückzuziehen, und mich forttrieb! — Dieselben Augen, dasselbe Näschen, das dem meiner Schwester so ähnlich! — Und sie wäre eine Cousine von mir? — Sie hat mich flüchtig in Brünigs Hause gesehen; ob sie mich erkennen wird?“

Er trat vor, so daß Ellen ihn bemerken mußte. Aber sie sah ihn nicht; zerfahren schaute sie vor sich hinaus.

Günther stampfte unwillig mit dem Fuß.

„Und dennoch muß sie es sein!“ Er zog sich zurück, als die Schwester wieder auf den Balkon trat. „Ist der Vater hinsichtlich dieses Mädchens so zugewandelt, ich werde es auch sein! Wird sich ja alles finden! — Kuriose Familienverhältnisse, über die man uns so im Düstern läßt!“ Er hieb mit der Reitgerte in die Luft. „Vorstellen muß man uns beide wenigstens; bis dahin kümmere ich mich um gar nichts und kehre erst zum Souper zurück!“ — Mit hastigen Schritten suchte er die Gartentür zur Strafe.

Er war einer von jenen jungen Leuten, die sich um nichts Sorgen machen, und doch verdross ihn an diesem Abend zweierlei; er hatte Erna so gern gehabt und empfand, daß er das Gemüt des Mädchens schwer verletzt haben müsse, als er mit seinen Besuchen im Brünigschen Hause zu kargen begann und endlich ganz ausblieb, weil sein Vater es so gewollt; er empfand das zehnfach heute, wo er daran gemahnt ward. Und diese Mahnerin sollte ihm fortan nahe stehen, für ihm unbekannte Zeit im Hause seines Vaters bleiben! Er fühlte unwillkürlich sich gegen sie eingenommen, wenn sie nämlich wirklich dieselbe war, die er am Rhein flüchtig kennen gelernt. Sollte er dem Vater hievon sagen, der ihre Person so in Geheimnis gehüllt? Es wäre dadurch nur auf Brünigs die Rede gekommen, und peinlich war's ihm auch, durch sie gemahnt zu werden, daß er Erna gegenüber ein so folgloser Sohn gewesen. Ihr soll's überlassen sein, ob sie ihn erkennen werde oder wolle; die ganze Verwandtschaft mit ihr war ihm gleichgültig; er wollte ihr heut auch aus dem Wege gehen.

9. Der General als Testamentsvollstrecker.

Günther stand an das Fensterbrett gelehnt, den Vater erwartend, als dieser eintrat. Er hatte mit der Schwester noch kein Wort über den Gast gewechselt; beide schienen das Thema gern zu vermeiden. Günther fragte nicht und sie schwieg nachdenkend.

So saßen sie alle drei denn heute bei der Tafel; der General in schlechter Laune, die beiden Kinder erwartend, daß er das Eis brechen werde, damit man wisse, wie man sich zu verhalten habe.

„Was sagt ihr also zu unserem Gast?“ fragte er endlich, sich an Claudine wendend.

„Ich erwarte eben, daß Du uns etwas über ihn sagen werdest!“ nahm Günther fast unfreundlich das Wort. „Bis jetzt warst Du noch sehr stumm in dieser Richtung.“

„Ja, wir hätten doch auch das Recht, zu erfahren, was für eine Verwandtnis es mit Deinem Bruder hatte!“ bemerkte Claudine.

„Keine angenehme, wie ihr selbst vermuten dürft!“ Der General gab ihr schweigend recht.

„Mein Bruder und ich wir wurden nicht mit einander erzogen; wir fanden auch später im Leben keine Berührungspunkte, blieben uns zwei fremde Menschen, die nicht einmal das Bedürfnis nach einer freundschaftlichen Annäherung fühlten, denn unsere Charaktere stießen sich eher ab; selbst am Grabe unserer Eltern reichten wir uns nur kalt die Hände und jeder von uns ging wieder seinen Weg. Die einzige spätere, durch Familieninteressen herbeigeführte Begegnung ward ihm eine Gelegenheit, mich zu beleidigen. Bald darauf machte er einen dummen Streich, der unseren Namen durch die Zeitungen schleppte und mich in meiner Carrière sehr empfindlich berührte; darnach ging er nach Amerika, und erst vor wenigen Jahren erfuhr ich durch einen früheren Kameraden, der mit grauem Haar arm wieder heimkehrte, daß mein Bruder enormen Landbesitz in Kalifornien habe und dort ein sehr unruhiges Leben führe. Daß er eine Tochter hinterlassen, die er in Chicago erziehen ließ, daß er vor seinem Tode alle Ländereien verkauft und ein Vermögen von mehr als fünfmalhunderttausend Dollars in einer deutschen Bank deponiert, das erfuhr ich erst mit der Nachricht von seinem Tode aus einem von ihm an mich gerichteten, mir durch die Behörden übersandten Schreiben, in welchem er mich ersuchte, die Vormundschaft über sein Kind anzunehmen und die Dispositionen auszuführen, die er hinsichtlich der gänzlich verlassenen und Anhanglosen getroffen. — Da habt ihr alles, was ich euch über den Verstorbenen zu sagen weiß.“

Günther hatte in größter Ruhe zugehört; ihm drängte

sich der Gedanke auf, daß über die Tochter doch wohl mehr zu sagen sein müsse, und doch wollte er selbst nichts verraten.

„Dürfen wir denn diese Dispositionen nicht erfahren?“ fragte er, überzeugt, daß besondere Motive die junge Dame zu jenem Inkognito getrieben haben mußten. Er hatte sich schon zu erinnern gesucht, ob bei Brünigs nicht irgend etwas über sie gesprochen worden oder vorgefallen sei, was auf sie den Schein einer Abenteurerin werfen konnte, aber ihm fiel nichts derart ein, und dennoch fühlte er sich immer noch instinktiv gegen sie gesimmt. Er empfand mit dem Vater, daß durch diese Fremde der Familie etwas aufgebürdet werde, was zu Unangenehmen führen könne. Wäre diese Cousine direkt von Amerika ins Haus gekommen, er würde sie mit den Augen eines jungen Kavalliers empfangen, gewürdigt, bewundert haben; so aber war sie ihm nicht neu und von einem Geheimnis umwoben, das nicht zu ihren Gunsten sprach.

Und seine Eingenommenheit gegen den Gast schien sich auch Claudine mitzuteilen; Ellens sonderbares, verschlossenes Benehmen verletzte sie. War das amerikanische Manier, so war keine Aussicht, mit ihr auf vertrauten Fuß zu kommen. Heimlich fragend schaute sie auf den Bruder, der ihr gerade heute so sonderbar erschien, dessen Ton, als er sich eben an den Vater gerichtet, ihr so kalt und unzufrieden klang.

„Sie brauchen euch kein Geheimnis zu sein,“ antwortete der General dem Sohn. „Das Mädchen stand nach dem Tode des Vaters allein, da es die Mutter schon früh verloren und der Vater ein unstätes Leben im Westen Amerikas geführt, sich auch gar nicht um sein Kind gekümmert. Freunde wird er mit seinem schroffen, unverträglichen Wesen schwerlich gehabt haben, es war also wohl niemand, der sich der Verwaisten hätte annehmen können, und so war ich der einzige, der ihm wenigstens durch Familienbände nahe stand, wie fern wir uns im Leben auch geblieben sein mögen. Wie sie nun auch sein mag — denn ich gestehe, ihr Auftreten sprach nicht zu ihren Gunsten trotz ihrem bestechenden Aeußern — ich muß mich ihrer annehmen und auch ihr seid ihr Rücklicht schuldig!“

„Du wolltest von diesen Dispositionen sprechen! Sie ist also reich!“

„Ganz recht! Und diese Dispositionen scheinen eben eigentümlicher Natur zu sein! Dieselben sind mir im Auftrage des Sterbenden übersandt worden mit der Instruktion, ihren Inhalt einem Herrn vorzulesen, den das Testament ihr als Gatten bestimmt und dessen Ankunft ich zu erwarten habe. Es scheint nun aber, als werde meine Aufgabe keine bequeme sein, als sei das Mädchen keineswegs geneigt, dem Willen des Vaters zu gehoramen.“

Günther schüttelte unbemerkt den Kopf.

„Eine junge Witwe nannte sie sich!“ murmelte er vor sich hin; dann aufschauend, fragte er ungläubig: „Ist sie denn mit einem der letzten Schiffe von Amerika gekommen?“

Der General überhörte die Frage aus demselben Grunde, der ihn schon veranlaßt, seine Maßregeln zur Herbeischaffung des Mädchens den Seinigen zu verschweigen.

„Sie ist es!“ brummte Günther vor sich hin und unterließ jede weitere Frage.

Zwei Tage verstrichen. Ellen hütete ihr Zimmer nicht nur, sie lag stundenlang in einem Zustande des Halbbewußtseins, eines geistigen Hindämmerns, für das der Hausarzt nur in ihrem Gemüt die Ursache suchen zu können erklärte.

Claudine kam täglich zweimal, sich nach ihr zu erkundigen, aber auf ihre teilnahmsvollen Fragen erhielt sie nur ein Lächeln des bleichen, abgespannten Gesichtes, und der Arzt selbst ersuchte sie, die „Kranke“ ungestört sich selbst zu überlassen.

Ein sonderbares Geschöpf, das uns da ins Haus gefallen ist!“ rief sie nach ihrem letzten Besuch. „Mag sie immerhin von ihrem Vater nichts gehalten haben, selbst in Amerika muß es doch der Anstand gebieten, Trauerkleidung anzulegen! Aber mit einem solchen Vermögen nicht einmal überhaupt Toilette zu haben! Wo bleibt ihr Gepäck? Ich habe sie reichlich mit Wäsche und Kleidern versehen, aber dies verstehe ich nicht, denn sie fragt nicht einmal nach ihren Sachen! — Und wenn ich nur Günthers Benehmen verstehe! Sie ist eine schöne Erscheinung, und er, der sonst gleich entzückt ist, wenn er was Hübsches sieht, er verliert kein Wort um sie, und der Vater vergräbt sich in seinen Dienstfachen!“

In der That war es im Hause, als existiere Ellen nicht für die Familie. Man sprach nicht von ihr, und doch sagte sich jeder, daß vieles zur Sprache kommen müsse, sobald der Gast sich wieder erhole.

Erst gegen Abend des dritten Tages verließ Ellen zum erstenmale ihr Zimmer, als alles im Hause so still. Der General war mit Günther fortgeritten, Claudine hatte sie seit dem Morgen nicht gesehen; die Dienerschaft war in dem Souterrains, nur die Ordonanz saß, ein Buch lesend, im Korridor, als Ellen über denselben schritt, die zum Garten führende Thür suchte und in denselben hinaustrat.

Niemand war auch hier; nur der Gärtner bewegte sich in den Steigen, sein Gerate suchend, um Feierabend zu

machen. Langsamem Schrittes, mit gesenktem Haupt bewegte sie sich auf eine Gaisblattlaube zu, ließ sich in derselben an dem Tisch nieder und lehnte die Stirn in die Hand.

Das von außen hereindringende Zwielficht beschien ein bleiches, müdes Gesicht, dessen Züge von Unruhe und Selbstvorwurf sprachen. Ein mattes Dunkel umrahmte ihre Augen, ihre Lippen waren farblos, halb geöffnet und leicht bewegt, als spreche sie mit sich selbst; regungslos lag ihre weiße Hand auf der Tischplatte und in sich versunken schaute sie einem über dieselbe kriechenden Insekt nach. Aber ein weisses Blatt, das von dem grünen Dach der Laube vor sie fiel, machte sie erschrecken.

Und wieder bewegten sich ihre Lippen, sie flüsterte vor sich hin; nervös hob sich ihre Hand zur Brust, ihre Finger tasteten auf der Kleidung, als wolle sie sich überzeugen, daß sie bei sich führe, was sie unter derselben geborgen, und beruhigt legte sie die Arme auf den Tisch und starrte vor sich hin.

„Morgen!“ flüsterte sie, von ihren Gedanken erregt, lauter vor sich hin. „Ich werde mich stärker fühlen und den Mut haben! Niemand wird es wagen, mich hier wie eine Gefangene zu betrachten nach dem, was schon vorgegangen, und ich werde, ich muß ja Nachricht finden!“

Sie hielt betroffen inne, denn ein taktmäßiges Geräusch, ein metallischer Klang schlug an ihr Ohr, und furchtsam bog sie sich tiefer zurück in die Laube. Inzwischen aber bewegte sich eine jugendliche Männergestalt über den Weg, die bei ihrem Anblick stehen blieb.

Günther war's, der durch die hintere Gartentür gekommen, auf das Haus zuschritt, in der Meinung, die Schwester zu sehen, stehen blieb und überrascht seinen Irrtum, zugleich den seltsamen Gast des Hauses erkannte. Er machte eine knappe militärische Verbeugung und schien verlegen.

Ellen schaute furchtsam hin; Günthers Antlitz unter der schirmlosen Mütze war dem Halbbunkel der Laube zugekehrt, aber das feste Soldatengesicht war ihr doch deutlich erkennbar. In ihrer Ueberraschung schien sie sich sammeln zu wollen, um sich einer Erinnerung klar zu werden, die in ihrem Gedächtnis auftauchte.

„Verzeihung, wenn ich störe,“ begann inzwischen Günther. „Ich bin der Sohn des Hauses und Ihnen nur als solcher unbekannt, denn ich hatte bereits, freilich nur flüchtig, die Ehre —“

Er sah den Eindruck seiner Worte und unterbrach sich, denn Ellen starrte ihn fast furchtsam an, und mit weicherer Stimme fuhr er fort:

„Seien Sie unbesorgt, wenn Sie Gewicht darauf legen sollten, daß unsere Begegnung unter uns bleibe. Wir können uns so fremd sein, wie Sie es eben wünschen, und täusche ich mich nicht, so ist es Ihr Wunsch, uns hier fremd zu bleiben, obgleich ich höre, daß unsere Beziehung zu einander eine von Natur sehr nahe, wenn auch der Name —“

Ellen schwieg in kluger Vorsicht; sie schaute vor sich nieder, als überlege sie, was hier das Beste sei, als Günther, das letzte Wort so sonderbar betonend inne hielt. „Ich erinnere mich!“ sagte sie, ruhiger aufblickend. „Doch täuschen Sie sich, wenn Sie glauben, ich hätte Geheimnisse in diesem Hause, in das ich nur gegen meinen Willen —“

„Ein Kompliment für uns!“ unterbrach sie Günther, halb verkehrt. „So viel ich gehört, wird Sie niemand zwingen, sobald mein Vater erledigt, was ihm als eine Bruderpflicht auferlegt worden. An Ihnen wird es liegen, ihm diese zu erleichtern, wenn ich ihn recht verstanden habe.“

In verletztem Stolz richtete er sich auf, die leidende Miene Ellens aber besänftigte ihn, der bittende Blick aus den schönen Augen verfehlte auch seine Wirkung nicht auf den jungen Soldaten.

„Kann ich Ihnen irgendwie dienstbar sein, so verfügen Sie über mich; Ihr Geheimnis, dessen Zweck und Bedeutung ich freilich nicht zu durchschauen vermag, wird das meinige bleiben, sofern es überhaupt ein solches ist,“ setzte er zaubernd hinzu.

Ellen schüttelte, vor sich niederblickend, den Kopf; dann plötzlich hob sich die Unruhe in ihrer Brust; sie preßte beide Hände auf dieselbe und öffnete die Lippen, als wolle sie sprechen, endlich aber, die Hand gegen die Stirn drückend, erhob sie sich und wandte das Antlitz von ihm, als begehre sie, daß er sie verlasse.

„Fragen Sie nicht!“ sprach sie halblaut. „Ich bin niemand hier Rechenschaft schuldig; ich werde sie niemand geben; man hat mich gewaltsam hieher geschleppt! Ich fühle mich so elend; haben Sie Schonung für mich!“

Günther schaute betroffen durch ihre plötzliche Wandlung; unzufrieden mit der ganzen Sache schlug er salutierend die Sporen zusammen.

„Es bedarf dieser Aufforderung nicht!“ rief er entschlossen, wandte sich zurück und schritt den Weg hinauf zum Hause. Er hätte sie gern nach Erna gefragt, mit der er so intim gesehen, hätte gern aus ihrem eigenen Munde erfahren, wie das alles zugegangen, wie sie hieher gekommen, aber sie hatte ihm ja erklärt, sie werde keine Rechenschaft geben.

Fast zitternd lauschte Ellen, als sich seine Tritte ver-

loren; mit beiden Händen das Antlitz verhüllend, stand sie sekundenlang; dann die Augen zu dem eben über den Bäumen herausgehenden Monde richtend, trat sie in den Weg, horchend und spähend. Sie schaute auf das Haus, dessen Fenster sich eben alle erhellten, — denn der General hatte heute seinen Empfangsabend, — und trat eben langsam den Rückweg an, um unbemerkt ihr Zimmer wieder zu gewinnen, als eine helle Frauenstimme ihr aus einem Seitenwege des Gartens entgegenschallte.

Claudine war's, die in einfacher Gesellschaftstoisette zu ihr trat. Sie hatte Ellen bei ihrem Morgenbesuch in leidlichem Wohlsein gefunden und sie gebeten, in dem heutigen kleinen Kreise erscheinen zu wollen, denn die Unterhaltung werde sie aufheitern, hatte auch keine Widerrede gelten lassen, weil sie ja ihren Freundinnen schon gleich anfangs von ihrer Cousine erzählt.

„Wie wenig Du Wort zu halten verstehst!“ rief sie ihr zu. „Ich ließ schon vor einer halben Stunde eine ganze Garderobe in Dein Zimmer schaffen, da die Deinige ja noch nicht eingetroffen; aber Du warst ausgezogen, und eben sagt mir mein Bruder Günther, wo Du zu finden! Komm! Wir musizieren heute; es kommen lebenswürdige junge Kavaliere, Du brauchst ja nicht mit zu tanzen, wenn es dazu kommen sollte, und der Vater wird es gern sehen, wenn Du dabei bist. Meine Freundinnen sind neugierig, meine amerikanische Cousine kennen zu lernen!“

Claudine hatte dabei den Arm in den Ellens geschoben und zog sie mit sich.

„Ich dulde keinen Einwand!“ rief sie, den Hof betretend. „Die Jungfer wartet schon in Deinem Zimmer, und ich habe mich deshalb mit meiner Toisette so beeilt.“

Ellen hörte das alles schweigend und zerstreut, aber sie fügte sich dem Einfluß, den Claudines bestimmende Art und Weise auf sie übte. Mit zerfahrener Miene überblickte sie in ihrem hell beleuchteten Zimmer die auf Stühlen und dem Sofa ausgebreitete Toisette, sah sie die Jungfer, die geschäftig bereits ihrer wartete, und blieb auch die Antwort schuldig, als Claudine sich entfernte mit dem Bemerkens, sie werde in einer halben Stunde kommen, sie abzuholen.

Automatisch gehorchte sie, als die Jungfer so dienstbereit für sie wählte, was sie anlegen solle, und war's auch zuweilen, als ringe sie mit bellokannener Brust nach Luft, als suche sie einen letzten Ausweg, die Freude der Jungfer, daß ihr alles sitze „wie angegossen“, machte sie wieder gefügig, und ohne eigenes Zutun stand sie endlich in Toisette da.

„Hier im Hause geht alles militärisch, auf Kommando,“ lachte die Jungfer, ihr Werk betrachtend, „und Sie sehen, es hat sein Gutes!“

Claudine war inzwischen in die hell beleuchtete obere Etage zurückgestiegen, um den Vater zu sehen, ehe die Gäste kamen. Sie begegnete ihm im Vorjalon.

„Sie kommt!“ rief sie ihm freudig entgegen. „Es hat zwar Mühe gekostet, aber sie kommt!“

Der General schien innerlich sehr beschäftigt; er fuhr sich mit der Hand über das kurz geschnittene graue Haar.

„Bewundere viel Arbeit, die mir da aufzuladen werden!“ brummte er. „Der junge Mann aus Kalifornien, der sich mir heute vorstellte und als Sohn des früheren Associo meines Bruders, ebenfalls eines Deutschen, legitimierte, er ist bereit, das Mädchen vom Blatt weg zu heiraten. Eigentümlich, daß er der Sohn eines mit ehemals oberflächlich bekannt gewesenen Gutsbesizers von Großmann sein muß, den Hypotheken und Mißgeriten nach Amerika auszuwandern ließen und der dort noch so reich geworden.“

Ich erinnere mich, daß vor etwa zehn Jahren auch ein Großmann als blutjunger Lieutenant oder Jähnhirich in einem mir benachbarten Regimente stand; doch das geht mich nichts an! Habe jetzt diese beiden zu kopulieren; werden beide erfreut sein, so will ich hoffen, sich hier bei mir zum erstenmal zu sehen, denn sie sind fern von einander herangewachsen. Darauf vorzubereiten brauche ich ja das Mädchen nicht. Nimm Du Dich heut abend ihrer an; Günther, der den ganzen Tag Dienst gehabt, will ich mit ihm bekannt machen, wenn er zurückkehrt. Sieh jetzt, ob alles in Ordnung, und halte den Mund!“

Er verließ die Tochter, um der Dienerschaft einige Instruktionen zu geben. „Also der Bräutigam ist eingetroffen! Da bin ich doch gespannt!“ Claudine blickte noch einmal in den großen Spiegel auf ihre Toisette. „Aber sagen darf ich ihr also vorerst noch nichts von ihm!“ Damit eilte sie wieder hinab, um nach der Braut zu sehen, sich heimlich auf den Moment freuend, in welchem die beiden, die aus so weiter Ferne hieher gekommen, sich sehen würden, ohne vorher zu wissen, wer sie einander seien. (Fortsetzung folgt.)

Rettenbach bei Idfl.

(Bild S. 72.)

Einer der beliebtesten Ausflugsorte der Ischler Kurgäste ist das Rettenbachthal mit seinen abwechslungsreichen idyllischen und wieder wildromantischen Scenerien. Zu der eine Meile von Ischl entfernten „Rettenbachalm“ führt ein angenehmer Weg, der vielerlei Abwechslung bietet; es geht immer durch prächtigen Hochwald,

und da man bald hoch über den saufenden Wildbach hin-schreitet, bald wieder dicht an ihn herantritt, so ändert sich das Bild bei jeder Biegung des Weges. Das Thal endet in einem ziemlich weiten Kessel, auf dessen Grund, wie auf grünem Teppich hingestreut, die Alpenhütten liegen. Im Hintergrunde schließt das Bild mit dem nahezu 2000 Meter hohen „Lofer“, dessen Gipfel von Altausse aus mit geringer Beschwerde in 3—4 Stunden zu ersteigen ist und der eine herrliche Fernsicht über das Tote Gebirge, den Dachstein u. s. w. bietet. Den wildromantischsten Teil bildet die sogenannte „Rettenbachwilde“, ein Chaos von Felsen und Steintrümmern, durch welches sich das Wasser im Laufe der Zeit seine Bahn gesucht hat und dessen einzelne Schönheiten durch Stiegen und Wege zugänglich gemacht sind. Interessant ist es, wenn zur Zeit der „Holztrift“ die sogenannten „Trallinge“, getrieben durch die Gewalt des Wassers, sich gegen-sätzlich schwebend und stehend, an den Felsen aufstürmen oder auch zerplündern. Der am meisten belebte Punkt aber ist die „Rettenbachmühle“, da dieselbe außer dem Genuße, den das liebliche Bild und die erfrischende Alpenluft bieten, auch noch Genuße anderer Art spendet. Es ist gewiß angenehm, nach einem mehr oder weniger langen Spaziergange, beim Kaufmann des Wassers und der Mühlenräder ein Glas „Obers“ zu schlürfen. Ein ständiger Gast der Rettenbachmühle war der Vater des Kaisers von Oesterreich, Erzherzog Franz Karl, und auch die Kaiserin Elisabeth trinkt gern dort ihren Kaffee mit frischer Alpenmilch.



Schutzvorrichtungen der Tiere.

Eine ganze Reihe bisher wenig bekannter Schutzvorrichtungen der Tiere hat, wie die „Z. N.“ erzählt, ein deutscher Zoologe, A. Seitz, unlängst näher untersucht und hat dabei viele interessante Beobachtungen gemacht. Er unterscheidet zwei Gruppen von Schutzvorrichtungen, je nachdem diese dazu dienen, die Tiere zu verbergen, sie den Augen der Feinde zu entziehen oder ihnen Kampfmittel zu sein. Zu den ersteren gehört vor allem das Farbenanpassungsvermögen an die umgebende Natur, das die Insektenwelt vor allen anderen Tierklassen auszeichnet. Die Blattheuschrecke weiß durch ihre Farbe und Gestaltsveränderung dürre Äste und Blätter so vollständig zu kopieren, daß selbst ein so abgefeimter Insektenfresser wie die Ameise dadurch getäuscht wird. In gleicher Weise schützt das grüne Blättergewirr den Laubfrosch, und mancher Schmetterling, der ruhig am Stamme eines Baumes oder an einer Zaunpflanze sitzt, entgeht unserm Blick durch die täuschende Ähnlichkeit seiner Farbe mit der seiner Unterlage. Gewisse Insekten scheinen sich durch die Wahl ihres Ruhepunktes zu sichern, wodurch sie bestimmten Vogelarten entgehen, die ihre Nahrung an bestimmter Stelle zu suchen gewohnt sind. So sitzt zum Beispiel von den Schmetterlingen Biston pilosarius fast regelmäßig in 0,75 bis 1 Meter Höhe der Blätter, Boarmia selenaria dagegen nur wenige Centimeter über dem Erdboden. Ist ein Tier trotz seiner Schutzfarben von einem Feinde gefunden oder bestigt es überhaupt keine, so bleibt ihm noch das einzige Mittel, wodurch es einen Zusammenstoß mit dem Gegner vermeiden kann: die Flucht. Auch dabei findet großer Wechsel und mannigfache Anpassung statt. Die einen Tiere fliegen geradeaus, die anderen in Zickzackbogen. Die meisten suchen eine schützende Deckung zu gewinnen: das Feldhuhn streckt sich lang auf den Boden, wenn es gefunden wird; der Wasserläufer, der auf Land überrascht wird, streckt, in mächtigen Sprüngen sein heimisches Element wieder zu gewinnen; viele Insekten lassen sich plötzlich aus der Höhe herab, um unter dem Blättergewirr eine Deckung zu finden.

Die zweite Gruppe der Schutzvorrichtungen bilden diejenigen, welche zur Abwehr eines Angriffs oder zur Vernichtung des Feindes dienen sollen. Dazu sind die Tiere mit den verschiedensten Arten von Waffen ausgestattet, wie Klauen, Zähne, Hörner, Giftstachel und dergleichen mehr. Die unangenehme Wirkung dieser unheimlichen Waffen kennt mancher aus eigener Erfahrung, der in der Sommerfrische unter schattigen Bäumen Ruhe und Erquickung sucht und eine Welt von Insekten um sich dulden muß. Was die menschliche Haut noch leidlich erträgt, gibt den kleinen Lebewesen aber, welche die Insekten angreifen, den Todesstoß. So bohren zum Beispiel viele Insekten ihre Haare, die mit einer äußerst feinen Spitze, zum Teil sogar mit Widerhaken versehen sind, senkrecht in die Haut des Angreifers, in die sie durch jede Gegengewalt nur noch tiefer hineingestoßen werden. Sehr verbreitet ist bei den Insekten auch die Ausscheidung eines flüssigen Stoffes als Schutzmittel. Die Larven der Schaumcicade hüllen sich in den sogenannten Ruckduschspeichel, viele Afterraupen sind von einem zähen Schleim umgeben. Einzelne Tiere, wie der Laufkäfer, die Goccinelle und andere, sondern erst beim Angriff selbst einen ätzenden oder sinkenden Saft ab, der den Gegner abschrecken soll. Die Tagfalter werden von den Vögeln wahrscheinlich ihres widerlichen Geschmacks wegen gemieden.

Bei zahlreichen Tieren finden sich in ihrer äußeren Ausstattung Merkmale, die sie gefährlich und zur Verteidigung gerüstet erscheinen lassen, sich aber in der That nur als Täuschungen, als Scheinwaffen erweisen. Diese Tiere besitzen, so harmlos sie sind, doch ein erschreckendes Aussehen oder wissen sich wenigstens in der Not ein solches zu geben. Allerlei Hautauswüchse, wie Hörner, Dornen, Lappen, die im Ernstfall gar nicht zu gebrauchen sind, geben vielen Käfern und besonders den Wanzen eine dräuende Gestalt; manche Tiere vermögen durch plötzlichen Farbenwechsel den angreifenden Feind zu verblüffen; bei anderen wieder, wie zum Beispiel den Schmetterlingsraupen, verhelfen

eigentlich angeordnete Zeichnungen, die sogenannten Schein-
augen, zu falschen Vorstellungen. Mit diesen Schutzmitteln ver-
binden manche Tiere, wenn sie angegriffen werden, noch Droh-
und Schreckbewegungen. Die große Libelle bewegt den Hinter-
leib wie zum Stich, ohne überhaupt einen Stachel zu haben,
die Reptilien sträuben die Kämme, die Vögel sperren die Schnäbel

auf und so weiter. Schließlich sei noch erwähnt, daß manche
Tiere, die selbst keine Schutzmittel besitzen, vollständig andere
gut geschulte Arten zu kopieren wissen und so, unter falscher
Flagge jagend, sich völlig sicher stellen.

Die orientalische Teppichweberei.

Während bei uns in Europa der Teppich ein Stück des
Reublements bildet und der Mode unterworfen ist, ist er im
Orient das Hauptstück des Hauses, sein Schmuck und Mittel-
punkt, ja der hervorragendste Träger der Kunst. Zugleich ist



Motiv aus dem Pellerhaus in Nürnberg. Originalzeichnung von Professor F. G. Mayer. (S. 78.)

der Teppich eines der wichtigsten Bindeglieder zwischen der Kultur
des Morgen- und Abendlandes und hat hier seine Stellung seit
der ältesten Zeit bis heute behauptet. Schon die Griechen
schätzten milesische und babylonische Teppiche sehr hoch und ver-
wandten sie zum Schmuck ihrer Tempel; ihnen folgten die
Römer, und auch die christliche Kirche verschmähte nicht den

orientalischen Teppich (so setzt auch Holbeins Madonna ihren
Fuß auf einen persischen Teppich). Nachdem im Jahre 1855
eine Kommission nach Smyrna geschickt worden, eigens um die
Fabrikation der Fußbodenteppiche — im Orient umfaßt der
Begriff Teppich jedoch auch die Bedeutung Wandteppich, ver-
gleichs unsere Tapete — an Ort und Stelle zu studieren, sind

auch in Deutschland zahlreiche Teppichwebereien entstanden. —
Die Heimat der eigentlichen Kunstteppichfabrikation ist jedoch
immer noch der Orient geblieben. Fast allgemein ist das Material
Wolle, sehr selten Seide. Die gewöhnlichen Teppiche, deren
Formen meist quadratisch sind, werden ohne Vorlage gewebt,
die Arbeiter — in Persien und Indien Männer, bei den



1. Kettenbachalm mit Lofer. — 2. Am Weg in die Kettenbachalm. — 3. und 4. Aus der Kettenbachalm. — 5. Kettenbachmühle.
Kettenbach bei Jöchl. Originalzeichnung von H. Heilmann. (S. 71.)

Romadenvölkern, besonders den Kurden, Frauen — haben die einfachen Muster im Kopfe; für die großen Schmuckteppiche, die nur für reiche Leute auf besondere Bestellung von einer Menge sich vereiniger Weber, unter Umständen nach jahrelanger Arbeit, hergestellt werden, müssen natürlich besondere Vorlagen angefertigt werden. Ein solcher großer Teppich enthält mehrere Millionen sämtlich mit der Hand geknüpfter Knoten. Während der Gebetszeit, auf dem der Muselman täglich die vorgeschriebenen Gebete verrichtet und den er darum auch auf Reisen mit sich nimmt, einfacher Art ist, weisen die Zimmerteppiche oft eine ganz erstaunliche Pracht auf. Es wird uns von verschiedenen solchen kostbaren, mit Gold- und Silberfäden gestickten, mit Perlen und Edelsteinen besetzten Teppichen berichtet; am bekanntesten ist der berühmte Teppich des Chosrou I., der 60 Ellen im Geviert maß und eine Fläche von 1051 Quadratmeter bedeckend, auf vier Millionen Franken geschätzt wurde. Als der Islam dann Persien unterjochte, vernichtete er das Beste der persischen Teppichwebkunst, da er die Darstellung von Personen und so weiter nicht gestattete, dagegen führte er die geometrische Form ein und verbreitete dieselbe über ganz Afrika bis nach Spanien. Diese große Gleichmäßigkeit in der äußeren Form macht die Bestimmung des Herstellungsortes eines orientalischen Teppichs äußerst schwer, wenn nicht gar unmöglich; bei den in Ruinen befindlichen alten Teppichen ist es daher meist nur möglich, das Jahrhundert zu bestimmen. In neuester Zeit hat man in England angefangen, die indische Arbeitskraft, die für den höchsten, ja zehnten Teil des Preises der europäischen zu schätzen vermag (ein Weber erhält etwa vier Schilling pro Woche), für den Konsum des Abendlandes zu verwerten. Dabei begnügt man sich jedoch nicht mit den Mustern, welche die indischen Weber nach ihrer alten Tradition herstellen, sondern man gibt ihnen Muster aus Europa und wählt hierzu besonders die schönen persischen Formen. Durch diese Lösung von ihren primitiven Formen geht den Webern jedoch ihr ursprüngliches Gefühl für die Farbe verloren, zumal die Muster der alten persischen Teppiche meist schon sehr verblasst sind. Auch stellt man das Prinzip der Billigkeit zu sehr in den Vordergrund und verwendet deshalb schlechtes Material. So trägt diese scheinbar ideale Wiederbelebung der alten Kunst bereits den Todeskeim in sich. Ob die Naturkraft des Orients diese Invasion europäischen Bedürfnisses siegreich überwinden wird, ob die orientalische Kunst, die Jahrtausende lang ein Jungbrunnen für die europäische gewesen ist, die Krisis überleben wird, oder ob die europäische Kultur, wie so oft, auch hier die primitive Kunst vernichten wird, ist noch nicht abzusehen, jedenfalls ist die Gefahr nicht zu unterschätzen, und alle gebildeten Nationen streben darnach, so schnell als möglich noch echte orientalische Teppiche zu sammeln, in der Erkenntnis, daß in diesen ein Schatz liegt, der in hervorragender Weise geeignet ist, uns die reiche Welt des Orients näher zu bringen und festzuhalten.

Der Manöverhase.

Humoreske

von

Eurt v. Zelan.

(Alle Rechte vorbehalten.)



Bei der Familie des Regierungsrates von R. fand eine kleine Abendgesellschaft statt, zu welcher an zwanzig Einladungen ergangen sein mochten. Die Geladenen, worunter einige anmutige junge Damen, sowie mehrere Herren vom Zivil, dann drei Offiziere, waren schon im besten Gespräch, als die Hausfrau mit Rücksicht auf den Umstand, daß in einer Viertelstunde das Nachteffen aufgetragen werden sollte, die Häupter ihrer lieben Gäste zählenden Blickes überflog und zu ihrer unangenehmen Überraschung bemerkte, daß zur Vollständigkeit eines Fehls. Als Frau von feinem gesellschaftlichem Takt wußte sie ihre kleine Unruhe wenigstens anfangs leicht zu verbergen und gab sich den Anschein, an der allgemeinen Konversation regen Anteil zu nehmen, konnte sich aber doch nicht insofern meistern, daß sie nicht von Minute zu Minute einen verstohlenen Blick auf die zwischen zwei Lampen auf dem Kamin stehende Uhr warf. Einen dieser Blicke hatte ihre jüngere Tochter aufgefangen, und da sie es in der Kunst des gesellschaftlichen Tones noch nicht so weit gebracht hatte, eine Frage zu unterdrücken, die ihr auf der Zunge schwebte, so entschloß sie sich, wie mit sich selbst redend, aber gegen die Mutter gewendet, die Worte: „Wo er nur bleiben mag!“ Wiewohl diese in etwas vorwurfsvollem Ton vorgebrachte Bemerkung nur an die Adresse der Mutter gerichtet war und der darin liegende Vorwurf vielleicht mehr den in der Bratpfanne schmorenden Truthahn im Auge hatte als den verspäteten Gast, so hatte doch Lieutenant v. B., der neben dem Fräulein saß, die Frage so deutlich erlautet und in dem vorwurfsvollen Blick so viel zu erspähen geglaubt, daß er seinerseits die schüchterne Bemerkung wagte: „Darf man fragen, mein gnädigstes Fräulein, wer der Glückliche ist, den Sie so ungeduldig erwarten?“ „Ach, es ist nur Thomas Haase; es mußte ihm ja doch bekannt sein, daß die Einladung auf acht Uhr lautete,“ sprach das Mädchen mit der gleichgültigsten Miene von der Welt.

„Ist das der Studiosus philologiae, der vor kurzem seine militärische Dienstzeit als Einjährig-Freiwilliger zurückgelegt?“ forschte der Lieutenant weiter, während sich die Aufmerksamkeit auch anderer Mitglieder der Gesellschaft diesem Zwiegespräch zugewendet hatte.

„Ja, derselbe,“ warf die Mutter ein; „er dürfte sich wieder einmal in seine Studien allzu sehr vertieft haben.“ „Also der Manöverhase!“ erwiderte der Lieutenant lachend, wobei seine Kameraden verständnisvoll, die anderen Gäste aber unbewußt in die Heiterkeit mit einstimmten.

„Was meinen Sie damit?“ fragte nun das Mädchen, indem sie den jungen Offizier mit ihren großen dunklen Augen so ernst anblickte, als wollte sie wirklich die Verteidigung des Abwesenden übernehmen, den man unbilligerweise lächerlich zu machen suchte.

„Sie scheinen sich in der That für ihn zu interessieren!“ spöttelte der Offizier weiter.

„Unbesorgt, Herr Lieutenant,“ warf die ältere Schwester ein; „Haases bester Freund wird ihm nicht nachsagen können, daß er gefährlich sei; da Ihnen nun aber der Manöverhase entschüpft ist, ein Geheimnis, um das auch Ihre Herren Kameraden zu wissen scheinen, so müssen Sie uns zur Strafe dafür, daß Sie es ausgeplaudert, erzählen, was es damit für eine Verwandtschaft hat.“

„Das Ganze ist ein so harmloser Scherz, daß ich Ihren Wunsch wohl erfüllen kann, mein Fräulein, vorausgesetzt, daß die Gesellschaft für eine kleine Episode aus dem Soldatenleben Interesse hat.“

„O gewiß, gewiß!“ tönte es von allen Seiten; „bitte, erzählen, erzählen Sie!“

„Wenn er aber inzwischen hereinkäme?“ bemerkte der Offizier schmunzelnd.

„Dann brechen Sie eben ab,“ warf die jüngere Schwester ein.

„Nun gut,“ sagte der Angeredete beruhigt und begann seine Erzählung: „Haase hat, wie jeder weiß, der mit ihm in Berührung gekommen ist, außer seinem philologischen Fachstudium nur eine einzige Leidenschaft, das ist die Jagd. Da er aber fast die ganze Woche hindurch über den alten Klassikern brütet, um eine neue Lesart zu entdecken und dabei mit beispielloser Geduld die Härte eines neuen Kommas oder neuen Punktes sucht, so erübrigt er von seiner Zeit für die Jagd mit der Büchse zumeist nur den Sonntag; er kann also mit vollem Recht auf den Namen eines Sonntagjägers Anspruch machen.“

„Wie böse Sie sein können!“ warf die jüngere Tochter des Hauses ein.

„Ein Sonntagjäger ist ja doch nichts Böses, mein Fräulein,“ entgegnete der Lieutenant lächelnd; „der thut in der Regel niemand etwas zu leide, nicht einmal dem Wild, das ihm begegnet und auf das er schießt. Ganz so hielt es auch unser Haase, und ich glaube, daß er nie in seinem Leben einen seiner löffeligbegabten Namensvettern mit dem tödlichen Blei gestreift, geschweige denn getötet hat.“

„Solche Nachrede ist abscheulich von Ihnen!“ jagte nun die ältere Schwester in schmolldem Tone, wobei sie jedoch ein leises Kichern nur schwer unterdrücken konnte.

„Also abscheulich,“ fuhr der Erzähler fort, „finden Sie die Schonung der Namensvetterschaft? Glauben Sie nicht, meine Damen, daß Freund Haase diese Schonung aus Milderthätigkeit, daß er sie absichtlich übt; nein, ganz im Gegenteil, er würde unter dem Hasenwölfe eine fürchterliche Verheerung angerichtet haben, wenn er ein Schütze und weniger kurzschichtig gewesen wäre. Wie viel er von seinen Jagdausflügen Wild heimtrug, das er nachträglich auf dem Markte gekauft, ist mir nicht bekannt, doch so viel weiß ich, daß er verbürgtermaßen von Feld und Wald nur einmal einen Hasen nach Hause brachte, und der war nicht geschossen worden, kam aber den Schützen trotzdem teuer zu stehen als das Marktwild. Dabei muß ich sofort bemerken, daß Ihrem Schützling, meine Damen, dies unerhörte Glück oder Unglück, wie Sie es eben nennen wollen, nicht auf einer Jagd zustieß, sondern bei einem der letzten großen Manöver. Haase war nämlich, wie Sie wissen, Einjährig-Freiwilliger im 77. Infanterieregiment und hatte es, trotzdem ihm niemand ein militärisches Genie nachrühmen kann, im Sommer glücklich zum Korporal gebracht. Mit den zwei weißen Zwirnstrichen am bunten Aufschlagtragen der blauen Bluse nahm er an den Manövern, man kann mit Recht sagen, einen hervorragenden Anteil. Sein Regiment bildete einen Teil des ersten Armeekorps und das Bataillon, bei dem er diente, befand sich in der Vorhut des linken Flügels. Bei der gegenwärtigen Einrichtung der Manöver, die ein möglichst getreues Abbild des Krieges bieten sollen, ist zu Beginn der Übungen zwischen den Truppen der beiden Gegner eine so große Entfernung, daß Freund und Feind genötigt sind, sich zunächst gegenseitig zu suchen, da die Oberleitung der Manöver keinem der beiden auch nur ein Sterbenswörtchen über die Stellung des andern verrät. Dieses gegenseitige Versteckenspielen und Suchen auf eine Entfernung von vielen Meilen hin nennt man in der militärischen Sprache Fühlung gewinnen. Unser Haase, der mit seiner Compagnie in einem kleinen Dorfe im Quartier gelegen, hatte das Herz seines Quartiergebers, eines älteren Gerichtsbeamten, dadurch gewonnen, daß er die den Feldübungen vorhergehende Ruhezeit dazu benützte, dem Schönlain des Hauses, einem ungeratenen Gymnasiasten, die unregelmäßigen griechischen Zeitwörter einzupauken. Die Mutter des Knaben aber hatte in dem jungen Philologen einen annehmbareren Heiratskandidaten für ihre zwanzigjährige Tochter erblickt und ihm unter diesen

Umständen selbst einen höchst unliebsamen Streich verziehen, welchen dem Aermsten wieder einmal seine Kurzsichtigkeit gespielt. Er war nämlich eines Abends, da er sich zu seinem Schüler begeben wollte und vergessen hatte, die Brille aufzusetzen, an eine unrichtige Thür geraten und als er dieselbe aufriß, sah er sich der im tiefsten Negligé befindlichen Tochter des Hauses gegenüber. Anstatt die Thür jedoch rasch wieder zu schließen und sich zurückzuziehen, versicherte er dem Fräulein, daß er absolut nichts gesehen, da er nur vermittelst seiner Brillengläser, die Nummer sechs hätten, etwas wahrzunehmen vermöge. Das Fräulein hatte ihm diese Erklärung sehr übel genommen und hierüber der Mutter berichtet, und diese beruhigte und besänftigte sich erst, nachdem sie die scharfen Brillen selbst in Augenschein genommen. Wenn die Familie abends bei Tische saß, wobei der gelehrte Korporal nicht fehlen durfte, so wurde begreiflicherweise viel von den Manövern gesprochen und dabei ward auch das Thema von dem Manöverhasen berührt. Hiemit meine ich nämlich, meine Damen, diesmal nicht den Korporal, sondern das Tier, lateinisch lepus campestris, in diesem Falle lepus militaris genannt; jenen Hasen nämlich, der bei den Feldübungen der Truppen immer wieder zwischen den Kolonnen aufzuspringen pflegt, nach dem die Soldaten mit allem, was ihnen zur Hand ist, mit Steinen, mit Stöcken und Erbschollen werfen, den sie unter lautem Hallo und Gelächter immer wieder verfolgen, der aber nach dem Ausspruche der ältesten Veteranen niemals erjagt oder erlegt worden ist. Für unsern philologischen Nimrod war nun der lepus militaris eine ganz neue Erscheinung, und er schwor sich's und der Familie seines Quartiergebers zu, daß, falls er das unbändige Glück haben sollte, dieser Spezies zu begegnen, sie ihm sicher nicht entkommen solle und daß er den Braten gewissenhaft an den Herd des gastlichen Hauses liefern wolle. Die Damen lachten über dieses Versprechen; nachdem ihnen aber unser Freund einiges von seinem Jägerlatein zum besten gegeben, zweifelten sie nicht an dem Ernst seiner Absichten. — Das Fühlungsuchen mit dem Feinde war am Tage vor dem eigentlichen Beginn der Manöver durch die Kavallerie besorgt worden und die von den Reiterpatrouillen einlaufenden Meldungen gestatteten dem Kommandanten des ersten Corps, sich wenigstens annäherungsweise ein Bild von den gegnerischen Stellungen zu entwerfen und darnach seine Dispositionen zu treffen. Denselben zufolge wollte er mit seinem linken Flügel eine Umgehung der Stellungen des Feindes unternehmen und diesem womöglich in dessen rechte Flanke fallen. Sie sehen mich fragend an, meine Damen, und Sie sind ganz im Recht; ich bin Ihnen hier eine kleine Aufklärung schuldig. Stellen Sie sich vor, Sie unternehmen einen Spaziergang nach dem in gerader Richtung vor dem Thor liegenden Twoli; Mitte Weges sollen Sie auf der Straße mit einer von dort kommenden Gesellschaft zusammentreffen; würden Sie nicht überrascht sein, wenn besagte Gesellschaft plötzlich aus dem rechts von der Straße gelegenen Stadtwaldchen lärmend hervorbräche. Denken Sie sich nun an ihrer Stelle eine Abteilung Soldaten, die den Feind vor sich wägend, plötzlich aus einer ganz andern Richtung mit Gewehrflüssen empfangen würde, so können Sie sich vorstellen, wie diese Truppe in Unordnung geriete, wenn dem Feinde die Umgehung dermaßen gelänge, daß er sich unbemerkt in die nächste Nähe derselben heranschleicht und dann plötzlich vorbricht. Ganz dasselbe oder ungefähr etwas dergleichen hatte nun der kommandierende General des ersten Corps im Sinne. Um jedoch die rechte Flanke oder Seite des Feindes sicher zu überraschen, mußte mit aller Vorsicht zu Werke gegangen werden, und den Truppen, die zu dieser Umgehung verwendet wurden, ward aufs strengste eingeschärft, bei ihrem Vorgehen alles zu vermeiden, was ihre Marschrichtung und Gegenwart verraten könnte; Trommler und Hornisten mußten daher ebenso verstummen, wie die fröhlichen Marschgesänge der Soldaten; am allerwenigsten aber durfte ein Gewehr losgeschossen werden, bevor die Truppen bestimmte, von dem General festgesetzte Punkte in der Nähe des Feindes erreicht hatten. Denn Sie begreifen, meine Damen, durch einen einzigen vor schnell abgefeuerten Schuß, der selbstverständlich als ein Signal für viele hundert nachfolgende angesehen werden mußte, konnte das ganze Manöver verdoeben werden. — Im Morgengrauen des ersten Manövertages also ward unserem Freund Haase die wichtige Aufgabe, eine jener Patrouillen zu führen, die sich an der Spitze jener Kolonne befanden, welche die Umgehung des Feindes auszuführen hatte. Nach den späteren Aussagen des ihn begleitenden Gefreiten zu schließen, war der junge Korporal von der militärischen Bedeutung des ihm zugefallenen Auftrages vollständig durchdrungen, wenigstens für den Anfang. Durch Feld und Wald suchte er sich den Weg nach der Karte zu einem etwa eine Stunde vor ihm liegenden Bache, der ihm von dem Compagnielommandanten als vorläufiges Marschziel bezeichnet worden. Dort sollte er, wenn ihm nicht unterwegs etwas Auffallendes begegnete, Halt machen, nach allen Seiten hin genaue Umschau halten und sodann den Gefreiten und einen Mann an den Hauptmann entsenden, um denselben von seinen Wahrnehmungen in Kenntnis zu setzen; man vermutete jedoch, daß sich in der nächsten Nähe jenes Baches feindliche Abteilungen befinden dürften,

und beabsichtigte, wenn alle Abteilungen der Brigade jenes Bachufer erreicht hätten, von dort aus den Ueberfall ins Werk zu setzen. Je mehr sich also die einzelnen Patrouillen dieser Stelle näherten, desto größere Vorsicht erschien geboten, desto mehr mußten sie trachten, möglichst unbemerkt zu bleiben. Studiosus Haase aber dachte anders; ihm hatte dieser stumme, eintönige Marsch schon zu lange gewährt und er meinte Mitte Weges: „Hat sich der Feind bis jetzt nicht blicken lassen, so stoße ich am Ende gar nicht auf ihn; er kann sich ja vielleicht auch ganz wo anders befinden als dort, wohin ich marschiere.“ Was aber seine Aufmerksamkeit am meisten von seiner militärischen Aufgabe ablenkte, das waren die nicht zu unterdrückenden Jagdgedanken, die durch den Wildreichtum der Gegend während des Marsches immer neue Nahrung erhielten. Bald war es ein Fuchs, der über den Weg wechselte, bald eine Kette Rebhühner, die aus dem Stoppelfelde aufsprang. Das Unglück wollte noch, daß der Gefreite, der ihn mit drei Mann begleitete, ein gewesener Forstgehilfe war und alle Zwischenfälle mit Jagdgeschichten, die ihm begegnet, erläuterte, so daß die beiden sich bald im unterhaltendsten Gespräche mit einander befanden, wobei der Gefreite allerdings rasch weg hatte, daß sein Vorgesetzter ein weit besserer Lateiner als Jäger war. Die Mannschaft machte sich ihrerseits die Unterhaltung ihrer Führer zu nute, um zwanglos zu plaudern, ein Pfeifchen zu rauchen oder einen Schluck aus der Feldflasche zu thun, wobei natürlich an den Feind und das Auspähen desselben nicht im geringsten mehr gedacht wurde.

Endlich gelangte die Patrouille auf eine bewaldete Anhöhe, unterhalb welcher jener Bach vorbeisprang, der dem Korporal in dem Befehle seiner Vorgesetzten bezeichnet worden. — Zwischen dem Unterholz hindurch konnte man nun auch, ohne große Gefahr, selbst gesehen zu werden, einen Teil der feindlichen Stellung wahrnehmen, die sich viel weiter jenseits des Ufers befand, als man ursprünglich angenommen, und als ob man dort einen Plankenangriff erwartete, sowohl durch die Wahl des Terrains als durch eine starke Vorpostenkette geschützt war. Einzelne feindliche Reiter sah man das Bachufer entlang auf und ab patrouillieren; weiterhin in den Mulden der Felder und Wiesen standen Infanterieposten, hinter ihnen Feldwachen, aus kleineren Abteilungen bestehend, und das Groß schien einen dichten Wald besetzt zu halten, der die nächste Hügelkette bedeckte. Nur an einem Punkte, nämlich an der linken Flanke, bot die Position des Gegners eine Blöße; durch einen raschen Vorstoß und Ueberfall von dieser Seite wäre es möglich gewesen, den rechten Flügel der ganzen feindlichen Aufstellung von dem Centrum abzudrängen, mit dem er nur in sehr loser Verbindung stand. Und um mich deutlicher auszudrücken, meine Damen, es gab für die Truppen, bei denen unser Haase stand, nur eine Chance des Sieges, nämlich die, die große feindliche Linie dort zu durchbrechen, wo sie am schwächsten war und wo man, durch waldreiches Land gedeckt, bis unmittelbar an den Gegner unbemerkt herankommen konnte. Um dies jedoch durchzuführen, hätte der General des angreifenden Teiles von den Wahrnehmungen, die Haase von seinem günstigen Standpunkt aus zu machen in der Lage war, sofort in Kenntnis gesetzt werden müssen, worauf der ganze Plan und die Vorwärtsbewegung der Truppen dementsprechend geändert worden wären. Unser Korporal hätte bloß den Gefreiten und einen Mann an seinen Hauptmann zu entsenden gebraucht, um diesem über das Gesehene Meldung zu erstatten, und in einer kleinen halben Stunde wäre diese Meldung dann weiter durch den berittenen Bataillonsadjutanten noch rechtzeitig an den General gelangt. Denn trotz seiner Wachsamkeit hatte der Feind von unserem Herannahen noch keine Ahnung. Die Patrouillen, die mit jener Haases gleichzeitig vorgegangen und nun ungefähr in der gleichen Nähe des Baches standen wie er, waren sämtlich in guter Deckung und verhielten sich so geräuschlos, daß Haase von der Höhe aus nur da und dort an dem Ausblitzen eines Bajonetts ihre Gegenwart erspähen konnte. — Aber unser Nimrod war viel zu sehr in Jagdgespräche vertieft, als daß er allen diesen Wahrnehmungen die verdiente Beachtung geschenkt hätte; wenn er einmal an das Bachufer hinabgekommen, meinte er, wäre noch Zeit genug, dem Hauptmann die pflichtschuldige Meldung erstatten zu lassen. Da, indem die Patrouille den Hügel hinabgeht, will es das Glück oder das Unglück, daß etwa dreißig Schritte vor ihm ein außerordentlich schöner Hase aufsteht. Das war für den leidenschaftlichen Jäger eine zu große Versuchung. Er vergißt, daß er als Soldat im Felde steht, daß sein Wörndlgewehr nur mit einer blinden Patrone geladen ist, legt an, zielt und schießt im blinden Eifer auf Freund Lampe, der einen Seitensprung macht, bei dem er einem in dieser Richtung stehenden Manne fast zwischen die Beine gerät, der das seltene Wild rasch entschlossen mit einem Kolbenschlag niederstreckt. Aber Haases über-eilter Schuß hatte ein hundertfaches Echo gefunden; die ganze lange Patrouillenkette hatte darin das Signal eines feindlichen Angriffs erblickt und feuerte nun blindlings vor sich hin, während die Vorposten des Gegners, sich auf die Feldwachen und mit diesen bis an die Waldkante zurückziehend, dieses Feuer nur mit spärlichen Schüssen erwiderten. Daß er es gewesen, der das Zeichen zu dem

sich nun immer heftiger entzündenden Kampfe gegeben, daran dachte Haase aber im Augenblick der ersten Freude über den erlegten Mandöverhasen nun ganz und gar nicht. Er entlohnste den kühnen Wildtöter mit einem blanken Silbergulden und hängte sich die stolze Jagdbeute als Trophäe an seinen Leibriemen, wobei ihn nur das eine verdross, daß das Tier auch nicht ein Tröpfchen Schweiß als Spur eines Schusses aufwies. Indessen hoffte er insgeheim, noch vor dem Einrücken in sein Quartier Gelegenheit zu finden, diesem fatalen Umstand dadurch abhelfen zu können, daß er dem toten Hasen mit einem Jagdgewehre eine tüchtige Schrotladung auf den Pelz brennen würde. Der Gefreite als wirklicher Jäger und auch in militärischen Dingen erfahrener als der Herr Korporal, schmunzelte, die ganze Tragweite des vorrätigen Schusses ermessend, in den Bart und warf nur, indem sie dem Bache zuschritten, ab und zu einen verächtlichen Blick auf den Hasen, der an Haases Leibriemen baumelte. So waren sie unter den Patrouillen als die letzte an dem Bachufer angelangt und mußten, da die anderen schon jenseits in der Schwarmkette vorgegangen waren, sich späten, denselben nachzukommen. Es blieb ihnen daher keine Zeit mehr, eine Hure zu suchen, und wiewohl der Bach da, wo sie gerade standen, am tiefsten war, mußten sie denselben bis an die Hüften im Wasser durchschreiten, wobei auch der tote Hase zu einem kühlen Bad kam. „Geben's acht, Herr Korporal,“ rief einer der Soldaten dem Nimrod zu, „daß Ihnen der Hase mit der Faust!“ — „Wenn das Vieh im frischen Wasser nur mit wieder zu sich kommt!“ bemerkte lachend ein anderer. — Aber Haase hatte nun ganz anderes zu thun, als auf „das Vieh“ zu achten. Entrollte sich doch vor seinen Augen ein Bild der ersten, wenn auch unblutigen Schlacht, die er zu sehen bekam. Während er mit der Compagnie in der Schwarmkette gegen die Waldkante vorging, vorschriftsgemäß von Schritt zu Schritt Deckung suchend gegen die vereinzelter Schüsse eines anscheinend zurückweichenden, kaum sichtbaren Gegners, kamen allmählich alle Truppenabteilungen der Brigade hinter ihnen herangerückt. Vor einem linksab liegenden Dorfe war plötzlich der Kampf heftig entbrannt; dort mußte der Feind offenbar seine Hauptmacht zusammengezogen haben, denn zwischen dem dichten Pulverdampfe des rasch auf einander folgenden Salvenfeuers gewahrte man dunkle Massen von Infanterie. Der General, der sich sehr bald darüber klar geworden, daß der geplante Ueberfall mißlungen, glaubte nämlich durch die Eroberung jenes Dorfes den Schlüssel der feindlichen Stellung in seine Gewalt zu bringen und wendete daher diesem Angriff seine ganze Aufmerksamkeit zu. Dieser Annahme entsprach aber nicht die Wirklichkeit, und überdies ward das Dorf durch Erdwerke und günstig gewählte und geschützte Geschützstellungen so wirksam verteidigt, daß die Einnahme desselben unmöglich erschien, trotzdem der General vom Centrum wie von seinem rechten Flügel alle ihm entbehrlich scheinenden Truppen zur Verstärkung heranzog. So wie nun aber sein hiedurch stark geschwächtes Centrum, bei dem sich auch die Compagnie unseres Haase befand, auf dem freien Feld bis auf etwa fünfhundert Schritte gegen den Waldbrand herangerückt war, wurde von dort ein heftiges Salvenfeuer auf dasselbe abgegeben, worin sich überdies das Dröhnen zweier Batterien mischte, deren Aufstellung auf dem Waldbügel man erst aus dem roten Ausblitzen der ersten Schüsse wahrnahm. Nun wurde sich der General darüber klar, daß sich die Hauptstellung des Feindes und dessen Centrum auf jener bewaldeten Hügelkette befände. Angesichts des furchtbaren Feuers aber, das der Gegner dort aus vollkommen gedeckter Stellung auf die im Felde vorrückenden Truppen eröffnete, mußten diese schleunig den Rückzug antreten, der von ihren eigenen Batterien nur so unvollkommen gedeckt wurde, daß im Kriegsfalle mindestens die Hälfte der Leute und mit ihnen wahrscheinlich auch unser armer Haase auf dem Platze geblieben wären. Sowie aber der Feind den Rückzug der Angreifer merkte, begann er, aus dem Walde hervorbrechend, ihnen verfolgend nachzurücken; nun mußte auch der Angriff des Dorfes aufgegeben werden, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, vom Centrum abgeschnitten zu werden; außerdem hatte man noch im feindlichen Feuer den hinter sich liegenden Bach zu überschreiten, was die vollständige Zerstörung der Brigade nach sich gezogen haben würde, wenn nicht kurz, bevor dieselbe das Ufer erreichte, auf Befehl des Oberkommandanten der Feldübungen abgelassen und das Mandöver eingestellt worden wäre. — Der ganze so schön angelegte Plan einer Umgehung und des Ueberalles war mißlungen; der geschlagene Brigadegeneral war außer sich vor Kummer und Wut und forschte nach der Abteilung, die durch ihr übereiltes Schießen das Gelingen seiner Dispositionen vereitelt, und der Oberkommandant konnte sich nicht erklären, wie der Brigadegeneral, den er für einen der tüchtigsten hielt, das heutige Mandöver in so unglaublicher Weise verpayen konnte. Nur der allein Schuldige, Korporal Haase, machte sich über den ganzen Gang des Gesehtes keine weiteren Gedanken, sondern war froh, daß dasselbe nun beendet war, und freute sich des einzigen Toten, der auf dem Felde der Ehre geblieben und den er nun, in der Kolonne marschierend, seelenvergnügt, trotz der Niederlage, als Siegesbeute nach seinem Quartier trug.

„So fröhlich auch die Stimmung der Truppen auf diesem Heimmarsche sein mochte, eine so drückende Schwüle lag über der Stimmung der höheren Offiziere der Brigade. Der General hatte aus seiner Ungehaltenheit über die mangelhafte Durchführung seiner Dispositionen dem Obersten von Haases Regiment kein Hehl gemacht und dieser hatte die Rüge in verschärfter Weise dem Bataillonskommandanten mitgeteilt, indem er eine strenge Untersuchung zur Erforschung jener Patrouille anordnete, welche das Unheil angestiftet hatte. Zur Ermittlung der Compagnie, welcher die Patrouille angehört, bedurfte es keines langen Suchens und über den Hauptmann, der dieselbe kommandierte, ergoß sich die ganze Galle seiner Vorgesetzten. So ging die Nase, die der General bekommen, wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegt, bis auf die armen Lieutenants herab; aber der wirklich Schuldige war noch nicht so bald ermittelt. Indessen hatten Haase und seine Kameraden, die pulvergeschwärzt und staubbedeckt in der Glut der Mittagssonne marschierten, an den verdrießlichen Mienen der Offiziere und aus manchem aufgefingenen Wort bald gemerkt, daß auch ihnen ein tüchtiges Donnerwetter drohe, und der Gefreite flüsterte dem Korporal zu:

„Da kann eine böse Geschichte herauskommen, wenn man erfährt, daß Sie auf den Hasen geschossen.“

„Ich bitte Sie um's Himmels willen, verraten Sie mich nicht und sorgen Sie, daß es auch unsere Leute nicht thun,“ erwiderte Haase halblaut; „ich will ja auch allen gern einige Liter Wein zum besten geben.“

„Unbesorgt, Herr Korporal,“ beruhigte der Gefreite, „wir halten reinen Mund, aber ich möchte Ihnen doch raten, Ihre Jagdbeute nicht so offen zu tragen; verstecken Sie sie doch unter dem Brotsack.“

„Während sich aber Haase noch abmühte, dies zu thun, war der Oberst an der Kolonne vorbeigeritten und auf seine fruchtlosen Versuche, das Wild zu bergen, aufmerksam geworden.

„He, Unteroffizier!“ rief er ihn an, „wo haben Sie denn den Hasen her? Sie scheinen ein Mandöver für eine Jagd anzusehen? Wie heißen Sie?“

„Thomas Haase, Herr Oberst!“ antwortete der Gefreite mit bebender Stimme, worauf der Oberst sich eines Lächelns nicht erwehren konnte, das seinen Grund ebenso wohl in dem seltsamen Zusammentreffen des Namens mit der Jagdbeute wie in dem ängstlichen Gesichtsausdruck des Jägers haben mochte.

„Am Ende sind gar Sie es gewesen, der durch Ihren dummen Schuß auf den Hasen das vorrätige Schießen der Compagnie verurteilt!“

„Ich bitte, Herr Oberst!“ stammelte Haase.

„Schon gut,“ unterbrach ihn der Regimentsoberste; „warten Sie nur, Sie werden nichts zu lachen haben, wenn sich's herausstellt,“ und damit trabte er zu dem an der Spitze der Compagnie reitenden Hauptmann.

„Herr Hauptmann, Sie führen mir den Einjährig-Freiwilligen Korporal Haase samt den Leuten der Patrouille, die er heute früh geführt, nachmittags beim Rapport vor; Sie sorgen dafür, daß mir sein Gewehr so, wie es ist, ungeputzt zur Untersuchung vorgezeigt werde, desgleichen der Hase; verstanden, Herr Hauptmann, auch ungeputzt und ungewaschen, so, wie er ist!“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

Als der Oberst wieder an die Tête des Regiments geritten war, suchte sich der Hauptmann diesen schreien Befehl zu enträtseln. Das Vorwissen des ungeputzten Gewehres ließ darauf schließen, daß in der Compagnie ein scharfer Schuß abgegeben worden, dessen Kugelspur man im Laufe entdecken wollte, daß aber Haase ungeputzt und ungewaschen beim Rapport erscheinen sollte, das wollte dem Hauptmann, der keine Ahnung davon hatte, daß sich dieser Befehl auf einen toten Hasen beziehen konnte, und dem das unerhörte Jagdglück der Compagnie unbekannt geblieben, nicht in den Sinn.

„Als die Truppen mit klingendem Spiel in ihre Quartiere eingerückt waren, wobei Haase, der seine Jagdbeute längst hinter dem Brotsack geborgen, recht kleinnützig einhergeschritten, ließ der Hauptmann die Compagnie antreten und fuhr den Korporal hart an, wie er dazu gekommen, scharfe Patronen zu dem Mandöver mitzunehmen?“

„Haase beteuerte stotternd, daß er keine Kugel im Laufe gehabt, worauf seine Patronentasche und die der Leute seiner Patrouille vom Hauptmann untersucht wurden. Erst als sich dieser überzeugte, daß sich unter den Patronen keine scharfe vorfand, ließ der ergrimmte Offizier die Mannschaft abtreten und beschied den Unglücksjäger für Nachmittag zum Regimentsrapport und zwar in voller Ausrüstung, ganz so, wie er jetzt eingerückt — ungeputzt und ungewaschen, bei strenger Strafe; das Gewehr aber mußte er sofort dem Hauptmann abliefern, der es in Verwahrung nahm.

„Wie nun Haase zu der Frau seines Quartiergebers kam, zog er heimlich das Mandöverwild hervor und überreichte es ihr mit einem Ausdruck in den Mienen, der weit eher tiefe Niedergeschlagenheit als stolzes Selbstbewußtsein verriet.

„Also Ihnen ist es bei der ersten Feldübung gelungen,“ rief die würdige Dame freudig überrascht, „was Hunderte seit Jahren vergeblich versucht; Sie haben das fabelhafte Mandövertier erlegt. Aber Sie sehen blaß und angegriffen

aus, Herr Korporal; die Anstrengung des Marsches muß Sie sehr ermüdet haben."

"Allerdings, ein wenig," erwiderte der Angesprochene verlegen.

"Das Mittagessen wird Sie stärken; wir werden bald zu Tische gehen," tröstete die Hausfrau. "Sie speisen doch mit uns? Inzwischen haben Sie Zeit, sich ein wenig auszuruhen und von dem lästigen Staube zu befreien; in Ihrem Zimmer ist schon alles zum Waschen hergerichtet."

"Bevor er noch auf diesen mütterlichen Rat etwas entgegen konnte, rief die Frau ihre Tochter herbei, um ihr den schönen Hasen zu zeigen, den der Korporal mitgebracht und der für morgen einen köstlichen Braten abgeben würde. Nachdem ihm noch beide ihre Bewunderung ausgedrückt und gedankt, gingen sie den Wanderversen in der Vorratskammer auf. Als sie nach einer kleinen Stunde an Haases Zimmerthür klopfen, um ihn zu verständigen, daß die Suppe aufgetragen sei, waren sie nicht wenig erstaunt, da ihnen der Korporal noch in voller Marschabstimmung, den Tornister auf dem Rücken, rauchgeschwärzt und staubbedeckt entgegentrat. Der Kerniste wird vor Müdigkeit eingeschlafen sein, bevor er sich noch angekleidet, die Kleider zu wechseln, dachte die mütterlich besorgte Hausfrau. Aber Haase hatte nicht geschlafen; in sich gelehrt, unbeweglich war er auf seinem Rohrstuhl gesessen und hatte starr vor sich ins Leere geblickt wie ein Feldherr nach einer verlorenen Schlacht, und seine Phantasie hatte ihm die unheilvollen Folgen, die der Schuß von heute morgen haben könne, in den grellsten Farben vor Augen gestellt."

"Nun kommen Sie nur rasch, so, wie Sie sind, zu Tische," mahnte das Fräulein; das bißchen Staub hat nichts zu sagen; legen Sie bloß den schweren Tornister und das andere Rüstzeug ab; ich begreife gar nicht, wie Sie es so lange darin aushalten konnten."

"Haase, dem die Verlegenheit nun wieder die bleichen Wangen rötete, hat, die Damen mögen ihn für heute entschuldigen, er fühle sich ein wenig unwohl. Aber da fiel sofort die Mutter in vorwurfsvollem Tone ein, dann möge er sich's nur rasch bequem machen, und ein Löffel Suppe werde ihm unter allen Umständen gut thun. Da ihm aber die besorgte Frau selbst beim Abnehmen des Tornisters behilflich sein wollte, wogegen er sich entschieden verwahrte, mußte er endlich mit der vollen Wahrheit heraus und gestand nicht ohne Beschämung, der Hauptmann habe ihm strengstens befohlen, an seiner Marschabstimmung bis zum Nachmittagsrapport nicht das Geringste zu ändern."

"Wie sie dann alle bei Tische saßen, wobei Haases Appetit keineswegs mit den Anstrengungen der Feldübung und seine Schwermüdigkeit keineswegs mit der ruhmvollen Erlegung des Wanderversen im Einklange standen, wollte das Fragen nach den Ursachen des drohenden Unheils beim Regimentsrapport gar kein Ende nehmen. Aber Haase, den Tornister am Rücken, gab nur kurze, abgebrochene Antworten, wobei er durchblicken ließ, es sei bei seiner Abtheilung ein scharfer Schuß gefallen, und dafür, glaube er, wolle man ihn zur Verantwortung ziehen."

"Am Ende hat die Kugel," warf sein Schüler ein, "gar jemand getötet!"

"Das weiß ich nicht," erwiderte trocken der Korporal und der Gerichtsbeamte schüttelte bedenklich das Haupt, während seiner Gattin wegen ihres Schüglings der Angstschweiß von der Stirn perlte und die Tochter tröstend meinte, der Betreffende könne ja auch bloß verwundet worden sein."

"Mit dem Glöckenschlag vier fand sich Haase mit seinem Hauptmann, der ihm grimmige Blicke zuwarf, und mit den patrouillirenden Jagdgefährten von heute morgen in der Wohnung des Obersten ein. Der Gefreite und die Infanteristen erschienen in blank gepulsten Uniformen, so sauber herausgestaffirt, daß ihnen niemand angesehen haben würde, daß sie erst vor wenigen Stunden von einer Feldübung heimgekehrt. Dafür hatte aber der Korporal den Befehl seines Hauptmanns so buchstäblich befolgt, daß von den Stiefeln, an denen noch der trockene Lehm der Landstraße klebte, angefangen bis zu der dem mehlfestaubten Berufsgewand eines Müllers gleichenden Bluse und dem einem Schornsteinfeger ähnlichen Gesichte alles an ihm den vom Schlachtfeld heimkehrenden Krieger verriet. Seine Kameraden konnten sich, als sie ihn dergestalt erblickten, diese Originalität gar nicht recht erklären und wollten, einander bedeutungslos zusehend, gerade darüber lächeln, als der Regimentsgewaltige eintrat. Nachdem ihm der Hauptmann die vorschriftsmäßige Meldung erstattet, warf der Oberst einen Blick auf die in Front aufgestellte Mannschaft."

"Was soll denn das heißen?" polterte er heraus, da er Haase erblickte. "Sie Schweinepelz von einem Korporal! Wie können Sie sich unterstehen, in einem solchen Aufzug zum Rapport zu kommen?" Und damit schritt er, Vernichtung drohend, auf den zitternden Haase zu. "Nun, reden Sie!"

"Ich bitte, Herr Oberst, der Herr Hauptmann hat —" stammelte dieser.

"Was hat der Herr Hauptmann?" fuhr ihm der Oberst ins Wort.

"Der Hauptmann aber bemerkte nun, nicht um Haase,

sondern um sich zu rechtfertigen, zu dem Regimentskommandanten:

"Der Herr Oberst hatten mir auf dem Rückmarsch doch befohlen, den Einjährig-Freiwilligen Korporal Haase ungeputzt und ungewaschen, so, wie er war, zum Nachmittagsrapport vorzuführen."

"Der verwünschte Name!" rief der Oberst. "Wie nur einer in meinem Regiment, wie ein Soldat überhaupt nur Haase heißen kann! Ich habe Ihnen befohlen, Herr Hauptmann, daß Sie mir den Korporal vorführen und daß mir auch der Hase, den er vom Manöver heimgetragen, ungeputzt und ungewaschen, wie das Vieh war, zur Untersuchung vorgeführt werde."

"Nun trat in dem Verhör eine peinliche Pause ein; der Hauptmann wußte nicht, um was es sich handle, wollte dies aber auch nicht eingestehen. Die Soldaten unterdrückten ein heimliches Lächeln und der Korporal getraute sich nicht mit der Sprache heraus, bis ihm der Hauptmann die Frage des Obersten scharf wiederholte:

"Nun Haase, wo ist der Hase?"

"Während nun auch der Oberst über diese Frageform heimlich in den Bart schmunzelte, stotterte der arme Korporal:

"Ich bitte gehorsamst, Herr Hauptmann, ich habe ihn meinen Quartierleuten gegeben; beim Bezirksrichter hängt er in der Vorratskammer."

"Ordnung!" rief der Oberst; und als der betreffende Unteroffizier eingetreten war und in Habachtstellung vor dem Gewaltigen stand, befahl dieser: "Sie gehen zum Bezirksrichter und sagen, ich ließe mich seiner Frau empfehlen und bitten, mir den Hasen, den der dort einquartierte Korporal heute vom Manöver mitgebracht, sofort herzuschicken; verstanden?"

"Ja wohl, Herr Oberst!"

"Sowie die Ordnung sich entfernt hatte, ließ der Regimentskommandant vor seinen Augen eine genaue Untersuchung der Gewehrläufe vornehmen, wobei insbesondere das Gewehr Haases einer scharfen Prüfung unterzogen wurde. Inzwischen war der ausgeschiedene Soldat zurückgekehrt und erstattete die Meldung:

"Die Frau Bezirksrichterin ließe sich dem Herrn Obersten empfehlen, aber der Hase würde erst morgen gebraten werden, dann würde es ihr ein Vergnügen sein, dem Herrn Oberst ein recht saftiges Stück zu schicken. Sie sei eben dabei gewesen, den Hasen aus der Vorratskammer zu holen, um ihn abzuziehen."

"Kreuzhochdonnerwetter!" polterte der Oberst, "will mich denn heute niemand verstehen! Laufen Sie hin, so rasch Sie können; ich will ja den Hasen so haben, wie er ist, im Fell! Verstanden?"

"Ja wohl, Herr Oberst!"

"Und im Augenblick war die Ordnung wieder draußen, während die zum Verhör ausgerückte Mannschaft samt dem Hauptmann, mit einziger Ausnahme Haases, den Ausbruch ihrer Heiterkeit kaum mehr unterdrücken konnte. Die Untersuchung von Haases Gewehr hatte nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür ergeben, daß aus demselben eine Kugel oder etwa gar ein Stein geschossen worden. Nun lenkte der Oberst das Verhör auf den Umstand, ob und aus welchem Grunde die ersten Schüsse gerade bei Haases Patrouille abgegeben wurden. Der Korporal wollte aber nichts davon wissen, daß er oder seine Leute zuerst geschossen, und redete auf einen Wind, den er vorher von dem Gefreiten erhalten, sich dahin aus, daß eine andere Patrouille rechts oder links von ihnen die ersten Schüsse abgegeben und daß er darauf habe feuern lassen, um die das jenseitige Bachufer abreitenden feindlichen Dragoner, welche die Stärke der anrückenden Truppen erpähen wollten, zu vertreiben. Dies sei ihnen auch wirklich gelungen; eine Behauptung, die selbst der Hauptmann mit zufriedenen Kopfnicken bestätigen mußte. Da das Kreuzverhör, das der Oberst darauf mit dem Gefreiten und mit den einzelnen Leuten der Mannschaft anstellte, kein anderes Resultat ergab, schien sich sein Unmut gegen die beim Rapport Erschienenen schon zu legen, als die Ordnung kam und mit der Meldung vortrat:

"Herr Oberst, ich melde gehorsamst, hier ist der Hase," und damit legte er das corpus delicti unter dem ausbrechenden Gelächter eines der Soldaten auf den Tisch."

"Wer laßt hier?" schrie der Oberst.

"Der Hase," wollte sich der Lachende entschuldigen, worauf ihm der Korporal, dem es noch gar nicht zum Lachen war, einen verwürfenden Blick zuwarf.

"Ihr verräthet euch selbst, ihr Taugenichtse!" rief ihnen der Kommandant zu; jetzt wird sich's zeigen, daß ihr ihn geschossen habt, und damit machte er sich, von dem Hauptmann unterstützt, an eine sorgfältige Untersuchung des toten Hasen, dessen Balg jedoch nicht die geringste Spur eines Schusses aufwies. Wie jubelte der Korporal nun in seinem Innern, daß er nicht dazu gekommen, dem Toten zum Zwecke der Täuschung eins auf den Balg zu brennen. Ihr könnt von Glück sagen," sprach der Oberst darauf zu der Mannschaft gewendet, daß der Hase keinen Schuß bekommen hat. Jetzt sagen Sie mir aber, Korporal Haase, wie Sie zu dem Vieh gekommen sind. Entweder es muß, wie Sie geschossen haben, vom Schlag getroffen worden sein, oder Sie haben es mit einem Kolben Schlag getroffen."

"Bitte, letzteres, Herr Oberst," sprach Haase kleinlaut. "Wenn es so ist, so mag es für diesmal hingehen; lassen Sie die Mannschaft abtreten, Herr Hauptmann; der Korporal aber bekommt, weil er, was sich durchaus nicht schickt, mit dem Hasen am Leibriemen marschirt ist, dann weil er so unsauber beim Rapport erschien und damit er sich künftighin die Jagdlust beim Patrouilliren vergehen lasse, achtundvierzig Stunden Lagerarrest; den Hasen mag er zum Bezirksrichter zurücktragen. Kehrt euch, Marsch!"

"Und hinaus schritten seelenvergnügt die Freigesprochenen, denen Haase, den Hasen in der Hand haltend, traurig folgte."

"Doch waren seine Prüfungen nicht zu Ende. Bevor er nämlich die Wohnung des Bezirksrichters erreichte, begegnete er einem gräßlichen Forstadjunkten, der ihn sofort aufs Forstamt citirte, wo er sich wegen des Besitzes des Hasen auszuweisen hatte, da der Adjunkt vorhin von der Ordnung erfahren, der Korporal habe die Jagdbeute vom Manöver mitgebracht. Umsonst deutete nun Haase darauf hin, daß das Wild keine Schußspur aufweise; auch wenn er es in unweidmännischer Weise erschlagen hätte, sagte der Förster, bedinge sich ein Wildfrevler eine Geldstrafe von drei Gulden. Diese erlegte der Korporal und daraufhin konnte er gegen Ertrag eines vierten Guldens den Hasen kaufen, den er ohnehin schon dem Soldaten abgelaufen, welcher den tödlichen Streich geführt."

"Als er endlich in sein Quartier kam, drängte sich die Familie des Bezirksrichters in Besorgnis und Neugierde um ihn und fragte, wer denn eigentlich durch den unseligen Schuß beim Manöver getötet worden? Stumm wies er auf den Hasen hin, was sofort Beruhigung und Erheiterung hervorrief."

"Am Abend aber schüttelte die Frau Bezirksrichterin wieder ungläubig das Haupt und meinte, sie hätte doch den Balg selbst abgezogen und keine Spur eines Schusses wahrgenommen."

"Der Oberst war an demselben Abend bei dem Oberkommandirenden zu Gast, wo er die Geschichte von dem Wanderversen zum besten gab, die viel belacht wurde und bald im ganzen Offiziercorps verbreitet war. Tags darauf, bevor nach dem zweiten Manöver der nunmehr gebratene Wanderversen auf den Mittagstisch des Bezirksrichters gesetzt ward, mußte der Spender dieses duftenden Bratens in den Lagerarrest wandern; eine Buße, die sich die Damen und das Fräulein des Bezirksrichters gar nicht zu erklären wußten."

"Sein Schuß muß doch jemand getroffen haben!" meinte die Mutter."

"Ihn selbst!" antwortete lächelnd der Hausherr, der inzwischen mit dem Obersten gesprochen."

"Und nun genießt er nicht einmal davon!" bemerkte teilnehmend die Tochter, indem sie sich ein schönes Stück Braten auf den Teller legte."

"Dafür will ich nun eine doppelte Portion verzehren!" rief mit vollem Munde Haases Schüler."

"Während der Korporal den Rest des Tages einsam im Arrest zubrachte, nahm die Familie des Bezirksrichters an einem von den Offizieren veranstalteten Tanzfränzchen teil, und dort lernten Mutter und Tochter Haases Hauptmann kennen, der den Heiratsgedanken, welche erstere an den jungen Philologen geknüpft, bald eine andere Richtung gab und bei letzterer den Einjährig-Freiwilligen und sein Manöverjagdglied für immer in den Hintergrund drängte."

"Seit jener Zeit her, meine Damen," schloß der Lieutenant seine Erzählung, "hat der Herr Studiosus in Militärkreisen den Beinamen 'Wanderversen' erhalten." Während der Lieutenant diese Worte sprach, hörte man von draußen klingen. Der Offizier sah auf die Uhr und bemerkte, zu den Damen vom Haus gewendet: "Das wird doch nicht er sein; so spät?! Da hab' ich gerade rechtzeitig geschlossen."

Im nächsten Augenblick trat auch schon der Erwartete ein, ging auf die Hausfrau zu und wollte sein spätes Kommen entschuldigen, doch diese fiel ihm ins Wort und meinte:

"Sie waren gewiß wieder in Ihre Klassiker vertieft, Herr Haase!"

"O, durchaus nicht, meine Gnädigste, aber ich war nachmittags drei Meilen von hier auf einer Hasenjagd und denken Sie, was mir da passiert ist —"

"Haben Sie etwas geschossen?" unterbrach die ältere Tochter."

"Welche Frage, mein Fräulein! Ich hätte ein ganz besonderes Jagdglück gehabt, wenn ich nicht meine Jagdbürle zu Hause vergesse."

Eine Lachsalve, die durch den ganzen Kreis ging, war die Folge dieser Aeußerung. Haase blickte betroffen um sich, da begütigte die Frau vom Hause:

"Sie werden uns Ihr jüngstes Abenteuer beim Nachtessen erzählen, das, wie ich sehe, bereits aufgetragen ist."

Als die Heiterkeit noch immer nicht nachlassen wollte, wendete sich der Studiosus fragend an die jüngere Tochter:

"Sagen Sie mir, mein Fräulein, wer hat nur zu diesem Gelächter Anlaß geboten? Doch nicht ich?"

"Der Wanderversen!"

Die Magnetisirende Hansen I. und II.

Originalzeichnungen von E. Mangel.



Herr Strippe, durch das Verbot der hypnotischen Produktionen brotlos geworden, verläßt, Raube brütend, den Rufenstempel, in welchem er seine Vorstellungen gab.



Hunger thut weh. Es ist Nacht. Vor einer einsamen Villa hält er an und klettert über die Gartenmauer, um einen Einbruch zu thun. Aber er hat nicht mit dem riesigen Hofhund gerechnet.



Doch Strippe läßt sich nicht irre machen. Wozu hat er sein Metier gelernt? Eine kunstgerechte Handbewegung, ein Blick genügt, um den Hund zu hypnotisiren.



Der Hund erhorcht. Aufwartend sieht er auf den Hinterbeinen. Der Verteidiger des Herdes ist willenloses Werkzeug des hypnotisirenden Meisters geworden.



Ein weiterer Blick genügt und der Hund steht starr auf den Hinterbeinen. Doch das genügt noch nicht. Ein teuflischer Gedanke ist in Strippe gereift.



Um den Hund, der mit den Hinterbeinen wie festgenagelt an der Erde dasteht, beschreibt er einen Bogen. Durch des Meisters Blick gezwungen, ist das Gesicht des Hundes im Raden.



Eine zweite und eine dritte Tour folgen der ersten. Der Hund fängt an, sich zur Spirale zu gestalten. Ja, um das Werk schneller zu vollenden,



steht Strippe sich in Trab und umkreist noch vielmals sein Objekt. Das Werk ist vollbracht. Aus dem Hund ist ein Plumpfad geworden.



Im Bette ruht sanft Hansen I., der in der „guten Zeit“ als Hypnotiseur ein Vermögen erworben und diese Villa als Ruhestätte erbaut hat.



Ein Geräusch macht ihn wach. Strippe hat, nachdem er, wie gezeigt, den Wächter des Hauses zum Schweigen gebracht hat, das Fenster erklommen und ist im Begriff, einzusteigen.



Doch er ist an einen größeren Meister gekommen. Kaum hat er die Fensterbrüstung überflogen und hat nur mit einem Blick den Besitzer bemerkt, fühlt er sich erstarren. Er ist selbst hypnotisirt.



In Ruhe hat Hansen I. seinen schlafenden Schlafrock umgelegt. Dann führt er nur durch die Nacht seines Blickes den Eindrehen zur Thüre hinaus, um ihn der sogenannten fressenden Gerechtigkeit zu übergeben.



Beide sind auf dem Hof angekommen. Hansen I. sieht, was dort geschieht. Er erkennt das Werk eines Kollegen.



Er zwingt nun seinerseits Strippe, in umgekehrter Richtung um den Hund herumzugehen, der anfängt, sich wieder aufzuwickeln.



So viel Windungen der Hund zählt, so oft muß Strippe, von des größeren Meisters Blick gezwungen, um den Hund herum eilen, bis dieser seine ursprüngliche Gestalt hat.



Als der Hund wieder Hund geworden, überläßt Hansen diesem die Rache, die dieser nun derartig ausübt, daß Strippe nur mit einigen Fragmenten seiner letzten Unausprechlichen dem Orte der That entfliehen kann.

Rätselprung.

was	bleibt	mei-	hohe	em-	was	wohl	heit
deine	gei-	kunst	hie-	solst	por-	gen	sur
se	her	ren	se	ver-	des	schon	nur
her	ren	höch-	du	nie-	en	te	nur
das	hö-	ver-	maz	und	ge-	den	fram-
ch-	und	leh-	doch	die	nes-	frie-	ahn-
ten	was	sen	solst	die	das	die	man-
wil-	ven	sol-	lehren	schon	du	traft	den

Dreißigste Charade.

1. und 2. Silbe.

Wir ist in Stadt und Dorf, in Haus und Hütte
Ein haubgebornes Dasein meist beherzt;
Gar selten wird von einem Menschen Schritte,
Die weltvergeßne Stille mir gestört.
Und doch bin Fundament ich, Markt und Leben
Der Wissenhaft, die Himmel mißt und Welt,
Und jener Kunst, die freundlich uns gegeben
Des Hauses fester Schutz für's leichte Zelt.

3. Silbe.

Ich rufe aus der Stadt geschäft'gem Drängen
Dich in den Frieden schweigender Natur;
In meines Dichters widerwilligen Gängen
Findst du allein des Wildes leichte Spur;
Die Wiege atmet weich im Abendlichte,
Im Teiche plätschert leis ein Wasserbuhn; —
Jedoch im hellen Spiegel der Geschichte
Zeig' ich des deutschen Fürsten deutsches Thun.

Das Ganze.

Kennst du der Freiheit wackre Heldenöhne,
Die Besten nicht, nicht Edleren gekannt,
Als in des Kampfes Schilde und Schwertgebrühne
Beherzt zu sterben für das Vaterland?
In ihres Nachruhms weiten Straßenhallen
Wird auch mein Name leuchtend vor dir stehn,
Ein Mahnungsruf den Nachgeborenen allen:
„Als Freie leben oder untergehn!“

Auflösung des Rätsels Seite 50:

Lied und Lied und Leid — sie gleichen
Sich bis auf ein kleines Zeichen,
Lied die Mutter — Lied und Leid
Ihre Kinder alle beide.

H. Rosenthal.

Kleine Korrespondenz.



L. F. M. in Halle. Ihre Phantasie ist ganz hübsch, paßt aber doch nicht recht in den Rahmen unseres Blattes.

A. Binder in Graz. Nachstehend einige der gewünschten Rezepte zur Herstellung von Heliographenmasse. 1) Gelatine 100, Wasser 375, Glycerin 375, Kaolin 50 Gewichtsteile. 2) Gelatine 100, Glycerin 100, Baryumfalsat so viel als nötig. 3) Sogenannter „französischer Heliograph“: guter, ordinärer Leim 100, Glycerin 500, Baryumfalsat (oder Kaolin) 25, Wasser 375. 4) Leim 217, Glycerin 570, Karbolsäure 15,5, Schwefel 4. Der Leim soll durch einige Stunden im Wasser gewaschen sein, bevor derselbe mit dem Glycerin verschmolzen wird. 5) Leim 124, Wasser 435, Glycerin 435, Bleiweiß 62. Man lasse den Leim in der Nacht im Wasser weichen und erhitzt im Wasserbade bis zur vollständigen Lösung. Dann fügt man das Glycerin und Bleiweiß zu; das Bleiweiß reibt man vorher vorteilhaft mit etwas Glycerin zu einer Paste an, die man es zum Leim setzt.

Rektor B. B. in R. Sie werden dies in nächster Nummer finden; Ihre Anerkennung hat uns beßens erfreut.

August S. in München. Noch nicht druckreif und auch viel zu lang. Das Gleiche ungefähr hat einer Ihrer bayrischen Landsleute in vier Zeilen ausgedrückt, die wir Ihnen hier in Ihrer ganzen dreißigsten Kürze mitteilen wollen:

„Ki ra rum
Die Madeln mögn die Bubm,
Kum ri ra
Die Bubm die Madeln a.“

Abonnent in Mainz. Einen Barbier dieses Namens gibt es laut Adreßbuch in Wien nicht.

Bwa. G. J. in F. In Deutschland: Gebble & Benedictus in Dresden; in Oesterreich: Lehner & Hartmuth in Wien.

Werner Velling in Hamburg. Nach Hübners statistischer Tafel aller Länder der Erde für 1888, die wir Ihnen bei ihrem außerordentlich billigen Preis von 50 Pfennig beifügen empfehlen, betragen die Eisenbahnlängen in Europa 1840 8641 Kilometer, 1887 207,199 Kilometer.

Alter Abonnent in Abg. In den letzten Hefen des vorigen Jahrgangs werden Sie das Gemischte finden. Die Post nimmt allerdings Bestellungen auf Kunstblätter nicht an. Wenden Sie sich deshalb wegen Bezug des Jahrbuchendruckbildes „Wolf und Lamm“ (Vorzugspreis für Sie als Abonnent Mark 1.50) an eine Ihrem Orte nahegelegene Buchhandlung oder senden Sie den Betrag franco unserer Verlagsabteilung ein, welche Ihnen das Bild dann per Post zusenden wird.

W. R. in Bayern. Ameisen sind aus Zimmern durch hartriechende Stoffe wie Petroleum, Terpentinöl, Moschus zu vertreiben. Ferner sind gegen sie wirksam: Schwefel, Alos, Nixthornöl, Kampfer, Osenholz.

Bestellte Hausfrau in Winterthur. Am besten reinigen Sie die Goldketten durch Abreiben mit Schnittchen der Rüchsenwiesel, die vorher in Weingeist getaucht waren.

A. Miller in Chicago. Das einfach schöne Wort: „Erlaubt ist, was sich ziemt“, finden Sie in Goethes „Tasso“, Akt 2, Sc. 1.

Dilettant in Darmstadt. Dilettantismus ist nach dem Ausspruch eines weisen Mannes „Liebe zur Kunst ohne Gegenliebe“. Wir sind damit einverstanden.

Hrn. G. Liehner in Moskau. Wollen Sie unserer Verlagsabteilung gefälligst Ihre genaue Adresse bekannt geben, diese wird Ihnen dann sofort die gewünschte Mitteilung direkt zugehen lassen.

Richtige Lösungen von Rätseln, Rebus, Charaden etc. sind uns zu-

gegangen von: Hermann Lärtsburg, Föhrhausen; Johann Senger, Budapest (2); Hans Noder, Hermannshütte (2); Julie Mertens, Wien; Ramill Heller, Innsbruck (2); Karl Daminger, Gdrlig; Frh. Widi, Bern; John Wisse, Milwaukee; Anton Veltheimer, Karlsruhe; Fräulein „Superflug“, Stuttgart; Frau G. Donauerschingen; Anna Hof, Zürich; Hugo Thalberger, Berlin; Ernst Kallner, Buffalo; Sergeant Vorwerk, Düsseldorf.

Emil Vangerjahn in Stralsburg. Ihr Rätsel ist brauchbar und soll gelegentlich Verwendung finden.

Antworten.

Auf 24 (Heft 26, Jahrg. 1888): Albert Ray in Lauterbach (Oberhessen), sowie auch Hermann Höpfer, Maler in Bodendach a. Elbe (Wörmten), wünschen mit dem Fragesteller Fr. F. in New-Jersey die angebotene Verbindung tauch- und kaufweise anzubahnen.

Auf 1): Alles Gehäufte von meiner Kindergarderobe (Aldiden oder Unterröcken) fahre ich niemals. Beim Aufhängen wird jedes Stück der Quere nach ans Teit geflammert, auf diese Weise zieht es sich in die Breite statt Länge. Noch feucht abgenommen, ebenfalls in die Quere gekleidet, erhält es seine ursprüngliche Form wieder.

Eine Hausfrau in Stuttgart.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Vorzügliches musikalisches Lehrbuch!

Klavier-Schule für Kinder

mit besonderer Rücksicht
auf einen leichten und langjam fortschreitenden Stufengang

bearbeitet von
Heinrich Reiser,

pers. Musiklehrer, Ritter etc.

In vier vollständig umgearbeiteten und bedeutend vermehrten Abteilungen.

Preis der ersten Abteilung, 45. Auflage, eleg. geb. M. 2. 50.
" " zweiten Abteilung, 37. Auflage, eleg. geb. M. 3. —
" " dritten Abteilung, 10. Auflage, eleg. geb. M. 3. —
" " vierten Abteilung, 6. Auflage, eleg. geb. M. 3. —

Unter allen Klavier-Schulen eine der vorzüglichsten, wie dies schon die große Zahl der Auflagen beweist. Der Stufengang schreitet langsam, aber sicher vor, ermüdet den kleinen Schüler nicht, sondern reizt ihn zu weiteren Schritten an. Diese Klavier-Schule ist namentlich dann zu empfehlen, wenn bereits im früheren Alter der Klavierunterricht beginnen soll.

Allgemeine deutsche Lehrerzeitung.
Gehört unstreitig zu den besten Schulen, recht elementar, mit richtigem methodischem Verständnis bearbeitet. Die Ausstattung ist eine sehr treffliche. Wir empfehlen das Buch angelegentlich.
Schlesische Schulzeitung.

In beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen des In- und Auslandes.

kleinste Inseraten-Annahme
bei **Rudolf Mosse**
Annoncen-Expedition
für sämtliche Zeitungen Deutsch-
lands u. d. Auslandes.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Ham-
burg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag,
Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Insertions-Gebühren
für die
sämtlichen Annoncen-
blätter
1 M. Reichsmark.

Einladung zu der neuen Subskription auf die

Illustrierte Prachtbibel. Mit 230 großen Bildern von **Gustav Doré.**

Evangelische Ausgabe.

Nach der deutschen Uebersetzung

von
Dr. Martin Luther.

Katholische Ausgabe

Aus der Vulgata übersezt

von
Dr. Joseph Franz von Alliofi.

Auf dieses unbedingt schönste und anerkannt großartigste Pracht- und Bilderwerk der Neuzeit hat die unterzeichnete Verlagsabteilung infolge vielseitig geäußelter Wünsche

eine neue Subskription

eröffnet. Diese neue Ausgabe der „Illustrierten Prachtbibel“ erscheint in 62 Lieferungen und umfasst, in zwei Bände abgeteilt, im ganzen mehr als 200 Großfoliobogen Text mit reichen Verzierungen, 230 große Bilder und 4 Familienschronikblätter. — Der Preis einer Lieferung beträgt nur 1 Mark 20 Pfg. — Alle 8 bis 14 Tage erscheint eine Lieferung. Sämtliche Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes, sowie jeder mit einer solchen in Verbindung stehende Bühleragent nehmen Bestellungen auf diese neue Subskription entgegen. Die erste Lieferung wird von jeder Buch- und Kunsthandlung auf Verlangen gern zur Ansicht ins Haus gesendet.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

ARTHUR SEYFARTH
KÖSTRITZ, Dresden
Renommée-Luxus
Salon Jagd-
Sports
RACE-HUNDE
Vorsteh.-Brack.-und Laufhunde
u. CATALOGUE FRANCO & ALBUM 30 Pfg.

Buchführung!
Gründliche Ausbildung
brieflich
Heft 1.
in einfacher, amerikanischer u.
doppelter Buchführung
Correspondenz, Rechnen, Comptoirkunde
Jede Schrift wird schön!
Verlangen Sie Prospect u. Probierheft
oder Probe-Lecture für Schönschrift,
F. Simon, Abtheilung für brieflichen
Unterricht, Berlin SW, 48.

Rich. Maune, Dresden-A.,
Garten-Str. 10.
Fabrik von Kranken-
fahrstühlen für Zimmer-
und Straßengeh., Kranken-
selbstfahrer, Universal-
Stühle, Tragstühle,
Bettstühle, Rekluse,
verstellbare
Kopfkissen, Fußlager, Zimmer-Glojts etc.
Illustr. Katalog gratis.
Cognac
der Export-Cie für
Deutschen Cognac
Köln a. Rh.,
bei gleicher Güte bedeutend
billiger als französischer.
Überall in Flaschen vorrätig.
Man verlange stets unsere Etiketten.
Direkter Verkehr nur mit Wiederverkäufern.

CACAO-VERO.
entölt, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergibt sogleich das fertige Getränk) unübertroffen. Cacao.
Preis per 1/2 1/2 1/4 — Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Wein Herz in Liedern.
Von August Silberstein.
3. Aufl. — Mit dem Porträt des Dichters.
Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis 6 Mark.
In beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für Taube.
Eine Person, welche durch ein einfaches Mittel von 23jähriger Taubheit u. Ohrengeräuschen geheilt wurde, ist bereit, eine Beschreibung desselben in deutscher Sprache jedem gratis zu übersenden. Adr. Kicholson, Wien IX, Rollingsgasse 4.
Java-Kaffee.
Feiner blauer Java-Kaffee Mark 11.50.
Feiner gelber Brenner Java 10.50.
Feiner kräftiger grüner Java 10.00.
Reinschmecken 9.50.
Vorsicht! Netto 4 1/2 Kilo frei verzollt gegen Nachnahme bei
J. A. G. Schermer, Rotterdam, Holland.
Für Erdens-, Anker- u. Militärdrück-Verh. verl. Druck, gratis die 1867 ericht. Bremer Lebensversicherung, Bremen, u. d. Vertreter. In-aktive Offiziere, höhere Beamte und Kaufleute f. entfr. Anstellung. Berl.-Bett. 1887 über 37 Mill. Vermögens, über 4 1/2 Mill. a.
Spezialarzt Dr. med. Meyer
Berlin, Leipzigerstraße 91.
heilt fleißig alle Arten Frauen- und Hautkrankheiten, Nervenschwäche, selbst in den hartnäckigsten Fällen mit bestem Erfolge.
Epilepsie (Fallsucht).
Krankleidende erhält, gratis Anweisung, zur ras. Heilung von Dr. philos. Quante, Gabelberger in Warendorf, Westfalen. Hebrungen in allen Ländern.

